Notatki myśliwskie z Afryki

Potocki

Potocki, Graf Josef – Jagd in Somaliland 1897

JAGDNOTIZEN AUS AFRIKA

VON GRAF JÓZEF POTOCKI

Gedruckt auf japanischem Papier, 25 nummerierte Exemplare.

Exemplar Nr. 18.

KAPITEL I

Somaliland ist der Name eines Landes am östlichen Ufer Afrikas, das sich von der Mündung des Juba-Flusses über das gesamte sogenannte „Horn von Afrika“ entlang des Kaps Guardafui nach Norden bis zu den abessinischen Gebieten erstreckt, im Landesinneren hingegen bis zum Webi-Shebeli-Fluss, der seine natürliche Südgrenze bildet.

In der Sprache der Alten als Somaliland bekannt, auf Arabisch Bar-Ajam – was so viel wie „unbekanntes Land“ bedeutet – und bewohnt von wilden Horden barbarischer Nomadenstämme, deren Anblick jeden Wagemutigen bedrohte, der in sein Inneres vordringen wollte, galt Somaliland lange Zeit als ein nahezu unzugängliches und unerforschtes Land und war als weißer Fleck auf der Karte des riesigen Schwarzen Kontinents verzeichnet.

Einer der ersten und der einzige Europäer, der in früheren Zeiten das Land der Somali bereiste, war Sir Richard Burton, der Autor des bedeutenden Werkes *First Footsteps in East Africa*, das die Abenteuer dieser kühnen Expedition zusammenfasst. Dies geschah in den sechziger Jahren des laufenden Jahrhunderts. Nach ihm versuchten einige – wie Speke, Hildebrandt und Menges, ein bekannter Tierhändler – in das Innere des Somalilands vorzudringen, jedoch vergebens: Entweder waren sie zur Umkehr gezwungen oder sie bezahlten ihre kühnen Bemühungen mit dem Leben. Erst kürzlich, im Jahr 1883, fiel der Italiener Sacconi gleich zu Beginn seiner Expedition, unweit der Meeresküste, den Schlägen der Einheimischen zum Opfer.

Die Ära des Umbruchs in der Geschichte Somalilands begann im Jahr 1884. Zu jener Zeit kam es zu Grenzverschiebungen in verschiedenen Territorien Nord- und Ostafrikas. Die Ägypter, von den fanatischen Horden der Derwische des siegreichen Mahdi geschlagen, mussten ihre Besitzungen im Sudan aufgeben; die Landkarte Ägyptens schrumpfte: Khartum, Kordofan und der gesamte Sudan fielen ab, und die Hafenstadt Berbera am

östlichen Ufer Afrikas, welche die Ägypter zu jener Zeit hielten, mussten sie per Abkommen an die Engländer abtreten.

Als die Engländer Herren von Berbera und somit auch der Küste mit den Hafenstädten Zeila und Bulhar wurden, kam mit ihnen das, was das englische Zepter immer und überall begleitet: nämlich Ordnung und Energie in der Ausübung der Macht, Respekt vor ihr und die bedingungslose Vorherrschaft des „Weißen".

Gleichzeitig mit der englischen Regierung erschienen englische Sportsmen. Wie Pioniere zogen sie immer weiter und tiefer ins Landesinnere; jeder brachte reiche Jagdbeute heim, einer kehrte mit einer skizzierten Karte der besuchten Gegend zurück, ein anderer mit einem fertigen Buch über die Eingeborenen und ihre Bräuche, wieder ein anderer widmete sich speziell der Erforschung der Fauna, deren unermessliche Reichtümer Liebhaber anlockten.

Die Einheimischen blickten anfangs drohend, dann widerwillig und schließlich gleichgültig auf die Eindringlinge; als sie mit der Zeit feststellten, dass die Ankömmlinge ihnen nichts Böses taten, sondern im Gegenteil gut zahlten, den Handel schützten und den Absatz einheimischer Produkte erleichterten, hörten sie auf, die „Weißen" zu meiden, und begannen, ihnen bei ihren Ausflügen behilflich zu sein.

Ohne Kampf, ohne Blutvergießen und ohne auch nur ein einziges Scharmützel mit Weißen geriet Somaliland unter den Einfluss und das Protektorat europäischer Regierungen – eine seltene Ausnahme in der Geschichte der Übersee-Eroberungen.

Ich sagte: „europäischer Regierungen" im Plural, da seit einigen Jahren auch Italien – um nicht hinter den anderen Mächten zurückzustehen, die in Afrika ihre Besitzungen haben – einen Teil des Schwarzen Kontinents für sich beanspruchte. So fiel Somaliland, als das an Abessinien und das italienische Eritrea angrenzende Gebiet, in seinem südlichen Teil durch einen im Mai 1894 mit England geschlossenen Vertrag in die sogenannte italienische Interessensphäre.

Dies war für Italien ein wenig glücklicher Erwerb; der Einfluss blieb rein nominell und hatte in der Praxis keine reale Bedeutung. Die jüngste tragische Niederlage von General Baratieri in Abessinien, die sich gerade während unseres Aufenthalts in Somaliland ereignete, dürfte die wenig geschickt geführten kolonialen Ambitionen der jungen Macht wohl für lange Zeit abkühlen.

Das Land in der italienischen Interessensphäre blieb *de facto* unabhängig; kein italienischer Beamter residiert dort, und außer einigen Reisenden, von denen einer, Prinz Ruspoli, bei einer Begegnung mit einem Elefanten sein Leben in Somaliland ließ, kommen nur wenige Italiener dorthin. Wenn überhaupt ein Einfluss sichtbar oder gar maßgeblich ist, dann der englische, unter dem die Küste mit den drei Hafenstädten und der nördliche Teil des Landes verblieben.

Inzwischen brachten die Sportsmen immer häufiger reiche Trophäen aus dem Inneren Somalilands mit. Den ersten Pionieren, unter denen der Engländer James im Jahr 1884 als Erster den Webi-Shebeli-Fluss erreichte, folgten andere; schließlich wurde ihre Zahl zur Legion. Einige von ihnen bereicherten die englische Literatur mit hervorragenden Beschreibungen ihrer Expeditionen. Ich erwähne hier nur das unschätzbare Werk von Captain Swayne, der über ein Dutzend Expeditionen nach Somaliland unternahm und dessen Buch einen wahren „Baedeker" für jeden darstellt, der dieses Land besuchen möchte.

Die Zeiten änderten sich. Die Somalis gewöhnten sich ein, und ihr Land wurde zu einem modischen Revier für Übersee-Jäger. Die Einheimischen gewöhnten sich immer mehr an die „Weißen", lernten ein wenig das Jagen nach europäischer Art, und es erschienen spezielle Karawanenführer, Jäger nach dem Vorbild der indischen „Shikaris", Lagerdiener usw. – alles eingebunden in den Rahmen englischer Disziplin und Ordnung.

Es begab sich, dass in den letzten Jahren zwei meiner guten Bekannten nach Somaliland aufbrachen. Der erste von ihnen war Fürst Boris Czetwertyński, der Somaliland 1890 zum ersten Mal, 1892 zum zweiten Mal mit Fürst Orleański und 1895 zum dritten Mal besuchte; der zweite war Graf Hoyos, der zusammen mit Graf Coudenhove in demselben Jahr, in dem ich auf Ceylon war, ins Somali-Land reiste. Das Ergebnis der Reise des Letzteren ist neben prächtigen Jagdtrophäen ein interessantes Buch mit dem Titel *Zu den Aulihan*, in dem Hoyos die Abenteuer seiner interessanten Expedition zusammenfasste.

Er drang weit vor, bis über die Grenzen des eigentlichen Somalilands hinaus ans andere Ufer des Webi-Shebeli, also des Leopardenflusses, wo ein Zweig der Somali-Bevölkerung lebt, genannt Aulihan, nach dem Hoyos sein Werk betitelte.

Wer einmal den Zauber einer Jagdexpedition in ferne Länder, in eine andere Zone und mit einer interessanten Fauna erfahren hat, wer die Natur liebt und das Jagen mag, der träumt immer von neuen Expeditionen. Kaum war ich von Ceylon zurückgekehrt, da spukten mir schon Gedanken an eine neue Expedition im Kopf herum; nachdem ich Hoyos' Buch gelesen hatte, begannen sie sich zur Form eines festen Projekts zu kristallisieren.

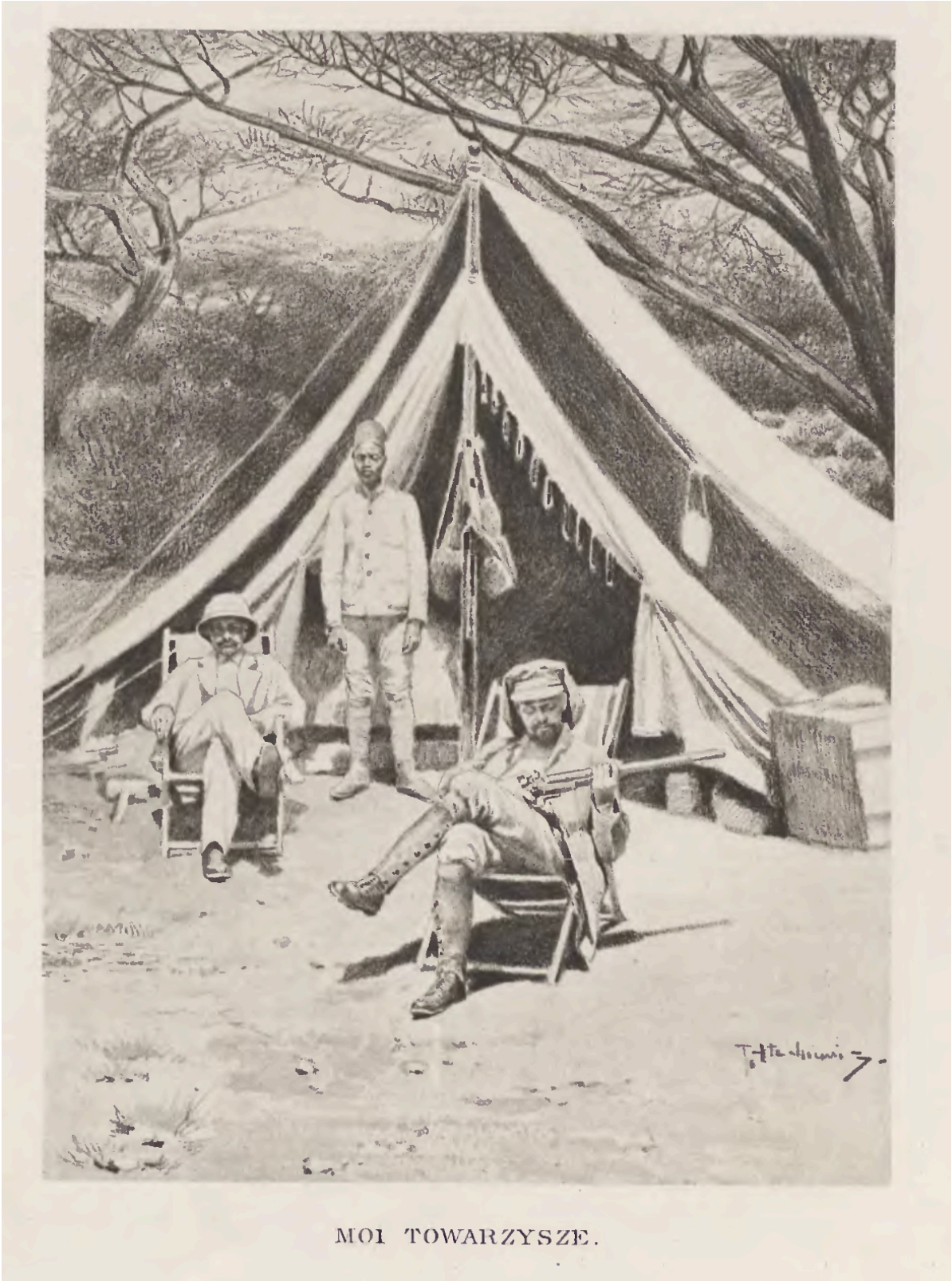
Im vergangenen Jahr fügten sich die Umstände glücklich, und der Plan für eine Reise nach Somaliland kam auf die Tagesordnung.

Anfang des Sommers setzte ich mich mit Fürst Czetwertyński und Graf Hoyos in Verbindung, die mir freundlicherweise ihre Hilfe bei der Organisation der Expedition zusagten und mir einen unschätzbaren Dienst erwiesen, indem sie für mich den dortigen besten Karawanenführer, den sogenannten Headman, den Somali Alikhar, engagierten.

Im August war ich in London und traf auf Grundlage der Hinweise von Hoyos und mit Hilfe von Oberst Paget – einem in der Sportwelt Albions berühmten Reisenden, der Somaliland zweimal besucht hatte – die notwendigen Vorbereitungen für die weite Reise.

Neben den Bestellungen von Waffen, Munition, Zelten und allerlei Zubehör, das für einen längeren Lageraufenthalt nötig ist, kaufte ich in London den gesamten Proviant an Lebensmitteln für drei Monate sowie einen Vorrat an Mineralwasser (Apollinaris) für denselben Zeitraum. Man lachte damals über mich, dass ich Trinkwasser von London bis nach Afrika mitnehme, und prophezeite, dass die Flaschen in der Hitze platzen würden, dass ich gezwungen sein würde, den unnötigen Ballast in Berbera zurückzulassen usw. Doch die Zukunft zeigte, dass das mitgenommene Wasser uns während der gesamten Expedition als einziges Getränk diente. Abgesehen von dem großen Vergnügen, stets gesundes Wasser zur Verfügung zu haben, bewahrte es uns vor allerlei Krankheiten und unvermeidlichen Unpässlichkeiten, die dem Europäer drohen, wenn er das schreckliche Wasser des Landes nutzt. Jedem, der sich auf eine ähnliche Expedition begibt, empfehle ich dringend, sich mit einem reichlich berechneten Vorrat an gesundem Mineralwasser einzudecken; ich bin sicher, dass er dies nicht bereuen wird und dass der Erhalt der Gesundheit die geringfügige Erhöhung der Kosten und die Belastung der Karawane durch einige zusätzliche Kamele reichlich belohnen wird.

Den gesamten Transport der gekauften Sachen sandte ich von London direkt nach Aden an einen Kommissionär, der ihn für mich entgegennehmen und bis zu meiner Ankunft aufbewahren sollte.



MOI TOWARZYSZE.

Im September erhielt ich durch Czetwertyński eine Antwort von dem oben erwähnten Alikhar, dass er den Ruf erhalten habe und zu meinen Diensten bereit sei. Ich sandte ihm sofort den nötigen Geldbetrag für den Kauf der Kamele und vorläufige Ausgaben.

Bereits im Juli hatte ich Graf Zdzisław Tarnowski und Graf Tomasz Zamoyski zur gemeinsamen Expedition eingeladen und von beiden die Zusage zur Teilnahme erhalten.

Erst im letzten Moment sah sich Graf Tarnowski aus Gründen, die nicht in seiner Macht standen, gezwungen, von der Reise abzusehen. Ihn ersetzte Graf Jan Grodziński, der, nachdem er zwei Wochen vor der Abreise meine Einladung erhalten hatte, sich schnell entschied und mir seine Gesellschaft zusagte.

Der mit Sehnsucht erwartete Termin der Abreise rückte näher. Wir trafen uns zuvor in Wien, um die letzten notwendigen Besorgungen zu machen, die Waffen zu prüfen und die Munitionsfrage zu regeln, von der ein Teil von London direkt nach Aden ging, während Springer den Rest lieferte.

In einer verschneiten Sänfte verließen wir Wien und trafen am nächsten Morgen, dem 3. Dezember, in Triest ein, begrüßt von herrlicher Sonne und einer ruhigen, saphirblauen Adria – ein angenehmer Kontrast zu dem frostigen Bora, der uns genau zwei Jahre zuvor, als wir nach Ceylon reisten, zu Beginn der Reise übel mitgespielt hatte.

Der schöne Dampfer des Österreichischen Lloyd, die *Imperatrix*, heizte bereits die Kessel vor. Wir fanden dort eine bequeme Unterkunft und legten um 1 Uhr mittags von den Küsten Europas ab. Von der Dienerschaft hatte ich nur meinen Diener Perek bei mir.

Ich werde hier nicht die Seereise auf der mir wohlbekannten Route beschreiben, die ich in meinen früheren Notizen bereits mehrfach erwähnt habe; ich vermerke nur, dass wir eine ruhige Überfahrt hatten, das Wetter prächtig, das Meer sanft, ohne Wind und Sturm. Neun Tage vergingen schnell in der angenehmen Gesellschaft meiner Gefährten, die, da sie zum ersten Mal in ihrem Leben über die Grenzen Europas hinausreisten, das herrliche Klima genossen und sich an jedem Detail der interessanten Reise erfreuten.

Am Abend des 12. Dezember warf die *Imperatrix* im Hafen von Aden Anker. Der Beginn jedes Unternehmens löst bei demjenigen, der es unternommen hat, eine gewisse Aufregung aus, denn davon, wie dieser Anfang verläuft, hängt in gewissem Maße der weitere, mehr oder weniger günstige Verlauf der Sache ab. Ein solcher Anfang für unsere Expedition, der „Start“, wie die Engländer sagen, war Aden – die erste Etappe auf dem weiten Ausflug, gleichsam das Tor zu den fernen Ländern, in die wir uns vorwagen wollten. Besonders brannte ich darauf, den berühmten Alikhar so schnell wie möglich kennenzulernen, von dem ich viel gehört hatte und dem wir unser Schicksal anvertrauen sollten.

Kaum hatte die *Imperatrix* angehalten, wurde sie von den ärmlichen Barken und schmalen Booten der Einheimischen umringt, gefüllt mit halbnackten und wild aussehenden Somalis mit langen, wolligen Haaren, die manchmal mit einer weißen Kruste aus Lehm bedeckt waren. Ein Trupp Schwarzer stürmte das Deck und bot unter unmenschlichem Geschrei seine Dienste als Träger, Ruderer usw. an.

Unter ihnen kam auch Alikhar zu unserer Begegnung. Ich erkannte ihn sofort in der Menge der anderen und begrüßte ihn mit dem üblichen *Salam aleikum*. Es fiel mir sofort auf, dass er Englisch spricht wie ein Engländer; er wirkt ungemein tüchtig, energisch und selbstbewusst, sein Aussehen und seine Haltung sind derart, dass sie unwillkürlich beeindrucken und im Gedächtnis bleiben.

Das schwarze Gesicht mit bronzenem Hautglanz, mit fast europäischen Zügen und geblähten Nüstern wie bei einem arabischen Hengst, umrahmt von langen, bis auf die Schultern fallenden Locken wie eine Mähne, ist nicht ohne edlen Ausdruck; die ganze Gestalt, bekleidet nur mit einem weißen Umhang, der um die Hüften und eine Schulter geschlungen ist, dazu eine Schnur aus schwarzen Korallen und in Leder eingenähte

Talismane aus dem Koran, die um den Hals hängen – dies bildet einen originellen Typus, auffallend und fast imposant inmitten der schwarzen Meute gewöhnlicher Wilder.

Alikhar.

Alikhar brachte einige Somalis mit, die für den persönlichen Dienst bei uns vorgesehen waren, und mit ihrer Hilfe erfolgte schnell, wenn auch mühsam, das Auspacken unseres zahlreichen Gepäcks. In weniger als einer Stunde befanden wir uns auf festem Land, im *Hôtel de l'Univers*, dem vermeintlich ersten Gasthof von Aden, in Wirklichkeit jedoch einer recht dürftigen und nicht allzu sauberen Herberge, die von einem Italiener geführt wurde.

Ich erwähnte bereits, dass ich auf dem Weg nach Aden eine gewisse Unruhe verspürte, wie der Beginn der Expedition gelingen würde. Diese verflog jedoch rasch nach dem ersten Gespräch mit Alikhar. Alles war vorbereitet: Die Kamele waren gekauft und die Männer warteten in Berbera; das aus London eingetroffene Gepäck war bereits auf das Schiff verladen, das ich telegrafisch von Triest aus bestellt hatte und das speziell darauf wartete, uns an das gegenüberliegende Ufer Afrikas, nach Berbera, zu bringen, ohne den üblichen Umweg entlang der Küste über Zeila und Bulhar zu machen. Mit einem Wort: Alles war bereit und wartete nur auf das Signal zum Abmarsch.

Bis spät in die Nacht sprach ich an jenem Tag noch mit Alikhar vor der ausgebreiteten Karte von Somaliland. Es ging um eine Sache von erstrangiger Bedeutung, nämlich die Wahl der Marschroute. Alikhar stellte drei Alternativen zur Wahl: Entweder die westliche Richtung zur abessinischen Grenze nach Zig-Zig einzuschlagen, oder direkt nach Süden via Milmil nach Barka und zum Dachata-Fluss, oder aber von Hargeisa durch den Haud in südöstlicher Richtung nach Aware.

Der erste Weg gefiel mir am wenigsten, da er die Möglichkeit einer Begegnung mit Dickhäutern ausschloss und der Expedition zu enge Grenzen setzte. Nachdem ich viel über Barka gehört und gelesen hatte, klammerte ich mich an diesen Namen und wollte dorthin gehen. Wir beschlossen jedoch, die endgültige Entscheidung auf später zu verschieben, bis nach Hargeisa, wohin unser Weg in jedem Fall führte.

Über das Wild sprach Alikhar allgemein und vorsichtig, als fürchtete er sich zu übertreiben oder zu große Hoffnungen zu wecken; er beklagte sich über das Übermaß an Jagdexpeditionen, die Somaliland in diesem Jahr besucht und das Wild verscheucht hatten. Er versicherte jedoch am Ende, dass wir uns „amüsieren werden".

Einige Expeditionen waren bereits aus dem Landesinneren zurückgekehrt, darunter die unglücklich geendete Expedition eines Majors der englischen Garde, Sandbach, der von einem tollwütigen Löwen gepackt und furchtbar zugerichtet worden war; er verstarb nach seinem Rücktransport nach Aden zwei Tage vor unserer Ankunft infolge einer Blutvergiftung. Neben dem unglücklichen Major verlor auch sein „Shikari", ein Somali, das Leben, dem der Löwe den Kopf zerschmettert hatte. Eine solche Nachricht, besonders zu Beginn einer Reise, wirkt unwillkürlich auf die Fantasie; die Einzelheiten dieses schrecklichen Unfalls, die, wie ich später hörte, in den europäischen Zeitungen standen und uns damals in Aden als brandaktuelle Neuigkeit erzählt wurden, konnten nicht ohne Eindruck auf uns bleiben.

Den nächsten Tag verbrachten wir in Aden. Ich stellte mich dem Gouverneur, General Cunningham, vor, von dem ich ein Empfehlungsschreiben an den englischen Residenten in Berbera erhielt; danach nutzte ich den Tag zum Umladen der Sachen, zum Wechseln von europäischem Geld in silberne Rupien, von denen ein Vorrat mitgenommen werden musste, und schließlich für verschiedene kleine vorbereitende Tätigkeiten.

Am nächsten Tag, dem 14. Dezember, fuhren wir bereits nach Berbera auf einem winzigen und schrecklichen Schiff namens *Tuna*, auf dem beide Überquerungen des Golfs von Aden zu den einzigen unangenehmen Momenten während unserer gesamten Reise zählen. Das Dampfschiffchen, winzig und ekelhaft schmutzig, ist von Ratten

bewohnt, die nachts unseren Ruheplatz als Schauplatz für ihre Kapriolen wählten; es benötigt über einen Tag, um die kurze Strecke von 145 Seemeilen zurückzulegen, die Aden von Berbera trennen. Zudem ist es schlecht gebaut und zu leicht, es tanzt und springt wie ein Ball selbst auf ruhigen Meereswellen und bringt den nicht seefesten Reisenden, wie zum Beispiel mich, zum Äußersten dieser unangenehmen Übelkeit.

Außer uns dreien fuhr auf der „Tunis" nur ein einziger Europäer mit, ein englischer Offizier, der sich ebenfalls auf eine Jagdexpedition nach Somaliland begab, sowie über ein Dutzend unserer Somalis mit Alikhar an der Spitze; zudem eine Menge Einheimischer, die in ihre Heimat zurückkehrten, und schließlich unser gesamtes Gepäck, das die stattliche Zahl von etwa 200 Packstücken erreichte.

Nach einer beschwerlichen Nacht und einer 26-stündigen, ermüdenden Reise erblickten wir am 15. Dezember im Schimmer der aufgehenden Sonne die aus dem Morgennebel auftauchenden Konturen der Küsten des „Schwarzen Kontinents": Auf einem gelben Streifen Wüstensand, hinter dem in der Ferne Ketten felsiger Berge zu sehen waren, leuchteten wie weiße Punkte die niedrigen Gebäude von Berbera. Um 9 Uhr morgens befanden wir uns im Hafen der somalischen Hauptstadt.

Berbera besticht durch das völlige Fehlen von allem, was an Europa erinnern könnte. Das exotische Aussehen dieser durch und durch afrikanischen Stadt wird weder durch den Anblick eines europäischen Passanten beeinträchtigt – da dort nur fünf Weiße leben – noch durch ein nach europäischem Vorbild gebautes Haus, noch durch irgendein Straßendetail, das an Europa oder auch nur an den muslimischen Osten erinnern würde. Alles dort ist seltsam, ungewöhnlich, wie eine Vorhalle zu einer völlig anderen Welt.

Die Stadt besteht aus zwei Teilen: einem kleineren Viertel direkt am Hafen, wo sich die Villa des englischen Residenten, zwei Moscheen und die Militärbaracken der englischen Polizei befinden, sowie der eigentlichen Stadt, die etwa 10 Minuten vom Hafen entfernt liegt. Letztere besteht aus mehreren Dutzend weiß verputzten Häusern mit Flachdächern; dahinter erstreckt sich ein mit Hütten der Einheimischen bedecktes Areal, das von Karawanen bewohnt wird, die aus dem Landesinneren gekommen sind, mit Menschen verschiedenster Rassen und Stämme.

Es war bereits Mittag, als wir das Auspacken unserer Sachen beendet hatten und uns mit unserem Lager auf einem großen, sandigen Platz niederließen, der gegenüber dem muslimischen Tempel und unweit der Villa des englischen Residenten lag. Ich begab mich sofort mit einem Brief des Gouverneurs von Aden zu ihm, um unsere Ankunft anzuzeigen und die notwendigen Formalitäten zu erledigen. Und davon gibt es genug, wobei ich gestehen muss, dass Captain Abud – so heißt der Regierungsvertreter in Berbera – nicht allzu viel guten Willen und Entgegenkommen bei deren Erledigung zeigte.

Seitdem in den letzten Jahren die Zahl der Sportler, die das Land besuchen, zuzunehmen begann, hielt es die englische Regierung für notwendig, bestimmte Regeln aufzustellen, die für alle gelten, die ins Landesinnere vordringen. Diese zielen einerseits darauf ab, den Europäern Sicherheit zu garantieren, für die sich die Regierung bis zu einem gewissen Grad verantwortlich fühlt, andererseits sollen sie die übermäßige Ausrottung des Wildes verhindern.

Zur ersten Kategorie der Regeln gehört die Auswahl zuverlässiger, bekannter Leute für die Karawane, aus denen eine bewaffnete Eskorte mit Gewehren gebildet werden muss; die Erstellung einer offiziellen Liste dieser Personen unter Angabe des Lohns und der Herkunft jedes Einzelnen, was unter der Aufsicht eines englischen Beamten geschehen muss; sowie die ungefähre Festlegung der Marschroute und Ähnliches.

Als Maßnahme gegen die Ausrottung des Wildes hat die Regierung recht beträchtliche Einfuhrzölle auf Waffen und Munition sowie Gebühren für die Ausfuhr von Häuten und Jagdtrophäen eingeführt. Es wurde die Regel aufgestellt, dass niemand mehr als zwei Elefantenbullen erlegen darf; und schließlich, was am wichtigsten ist, wurde aus dem Territorium von Somaliland ein riesiges Stück Land von der Küste bis zur Grenze des Haud ausgeschlossen, das sich über hundert Meilen erstreckt, als „Reservat“ (preserved country), in dem niemand außer den Offizieren der Garnison von Aden jagen darf. Die beiden letztgenannten Anordnungen sind als Vorschriften „bona fide“ zur Ausführung erlassen worden und daher umso einschränkender.

Typy krajowców.

Ob sie ihr Ziel erreichen werden? Das wird die Zukunft zeigen. Heute sind sie noch zu frisch, um über ihre Wirksamkeit zu urteilen.

Meiner Meinung nach hat die Vorschrift über die Elefanten keine praktische Bedeutung: Das Land ist zu weitläufig, als dass irgendeine wirksame Kontrolle durchgeführt werden könnte; zudem liegen die Elefantenreviere nicht auf dem Territorium des englischen

Protektorats. Was das „Reservat“ betrifft, so mag eine solche Einschränkung des Jagdrechts für die einen, bei Zulassung anderer, sicherlich denjenigen gefallen, zu deren Gunsten sie getroffen wurde, aber das Wild schützt sie keineswegs. Die verborgene Ursache dieser „Reserve“ sollte man vielleicht eher im Wunsch der Beamten suchen, bestimmte Reviere für „die Ihren“ zu reservieren, unter Ausschluss von Ausländern, die in den letzten Jahren nach Somaliland zu strömen begannen und denen Captain Abud entschieden nicht wohlgesonnen ist. Besonders verärgert hat ihn das Buch des Grafen Hoyos, der sich darin nicht gerade schmeichelhaft über Abud äußert.

Da ich den Brief des Generals aus Aden hatte, war ich letztlich Herr der Lage und nicht von Abuds Laune abhängig; dennoch ging es nicht ohne Schwierigkeiten und recht scharfe Auseinandersetzungen ab, aus denen ich schließlich siegreich hervorging. Besonders als es um die Auswahl der Leute für die Eskorte ging, wollte Abud mir Steine in den Weg legen, indem er die von Alikhar ausgewählten und engagierten Einheimischen nicht zuließ und stattdessen seine eigenen aufdrängte, die wiederum Alikhar nicht akzeptieren wollte. Der Grund war die Abneigung, die der Kapitän gegen Alikhar hegte – wegen „unzureichenden Gehorsams“, wie er mir selbst erklärte. Ich bemühte mich, ihm begreiflich zu machen, dass er, indem er Alikhar traf, mich traf, was ich wiederum nicht zulassen konnte.

Zwei mühsame Tage vergingen mit diesen und ähnlichen Verhandlungen und Vorbereitungen in Berbera. Schließlich, am zweiten Tag, war die Liste der Leute fertig, die monatlichen Vorschüsse ausgezahlt, die Gepäckstücke – von denen wir einen Teil mit dem Wasservorrat zur weiteren Verfügung hier zurückließen – aufgeteilt, Gewehre und Munition an die Leute verteilt, unsere eigenen Waffen ausgepackt und zusammengesetzt, sowie alle Einzelheiten erledigt, die zu Beginn einer solchen Expedition bedacht werden müssen.

und ordentlich und leicht erledigt. Die gekauften Kamele, ausschließlich prächtige, auserlesene Exemplare, sowie vier Ponys, die für unseren persönlichen Gebrauch bestimmt waren, warteten auf den Abmarsch, der morgen bei Tagesanbau stattfinden sollte.

Am Nachmittag besichtigten wir die Stadt der Somalis und bewunderten interessante Szenen des Straßenlebens, tausende Details eines Ganzen, das sich von allem unterschied, was man bisher im Leben gesehen hatte; wir besuchten den einzigen – außer dem

englischen Beamten – in Berbera lebenden Europäer, Herrn Gross, Agent eines deutschen Handelshauses, und statteten den Patres der katholischen Mission des Kapuzinerordens einen Besuch ab. Diese leben hier zu dritt seit einigen Jahren und haben mit unermüdlichem Eifer ihr Leben und ihre Arbeit der schwierigen, vielleicht auch undankbaren Aufgabe der Erziehung somalischer Kinder gewidmet. Ich sage: Erziehung, nicht Bekehrung, denn vor diesem zweiten Wort fürchten sich die Patres; sie wollen die Möglichkeit, dasselbe Ziel durch langsamen und geschickten Einfluss auf den Geist der kleinen Wilden zu erreichen, nicht durch einen zu offenen Proselytismus inmitten der fanatischen mohammedanischen Bevölkerung gefährden.

Etwa dreißig Kinder im Alter von vier bis fünfzehn Jahren erhalten in der bescheidenen Missionsschule Elementarunterricht, in dem ihr lebhafter und biegsamer Geist schnelle Fortschritte macht.

Was die allgemeine moralische Wirksamkeit der opfervollen Bemühungen der würdigen Patres in Berbera betrifft, so erlaube ich mir, daran zu zweifeln. Ich meine, dass Missionen dort wirksam sein können, wo die Bevölkerung entweder gar keine Religion hat, wie z. B. die Bewohner Zentralafrikas, oder in Ländern des götzendienerischen Heidentums, wo die Überlegenheit der christlichen Religion nicht auf den Widerstand fanatischen Hasses stößt. Unter den Somalis jedoch, die leidenschaftlich an dem Glauben ihres Propheten hängen und von der unbedingten Überlegenheit ihrer Religion über alle anderen überzeugt sind, bezweifle ich, dass der Eifer der Missionare irgendwelche Ergebnisse erzielt; der moralische Einfluss, der einem kleinen Kind eingepflanzt wird, verfliegt schnell, sobald das Kind die Schule verlässt und sich wieder unter den Seinen befindet. Ältere Somalis blicken eher gleichgültig als abgeneigt auf die Mission; sie schätzen die Früchte der Bildung, die ihre Kinder in der Missionsschule finden, aber in religiöser Hinsicht lassen sie nicht einmal einen für ihren Glauben gefährlichen Einfluss zu. Bekehrungen eines Somalis sind seltene Fälle und betreffen nicht immer die besten Individuen. „Aus einem guten Muslim wird ein schlechter Christ“ – urteilte Alikhar, als wir mit ihm darüber sprachen, und es liegt eine gewisse Richtigkeit in diesem Satz.

Oberhaupt der Mission ist Pater Cyprian, ein gebürtiger Belgier, der, da er seit vielen Jahren unter den Somalis lebt, sich Studien der Landessprache gewidmet hat und derzeit an der Zusammenstellung eines somalischen Wörterbuchs und einer Grammatik (!) arbeitet.

KAPITEL II

Endlich, am Morgen des 17., waren wir bereit zum Abmarsch. Um 3 Uhr vor Tagesanbruch begann man die Zelte abzubrechen, die Kamele zu beladen und die Gepäckstücke zu verteilen – all dies unter Begleitung von ohrenbetäubendem Lärm, Schreien und Rufen der Leute sowie dem Brüllen der Kamele. Es herrschte ein solches Chaos, dass es uns schien, die Hälfte der Sachen würde verloren gehen oder zerbrechen, oder zumindest so verheddert und vermischt werden, dass wir nichts wiederfinden würden. Doch die Übung unserer Leute war so groß, dass vom ersten bis zum letzten Tag der Expedition nicht die geringste Kleinigkeit verlorenging; alles wurde stets rechtzeitig erledigt, schnell aufgestellt und geordnet.

Die Sterne leuchteten am Himmel, als wir, der Karawane vorausreitend, Berbera verließen. Es ist nicht unangebracht, hier in wenigen Worten die Zusammensetzung unseres Trosses zu erwähnen.

Es waren 50 Kamele für das Tragen der Lasten vorgesehen, eingeteilt in vier Gruppen je nach Art der Last, die sie trugen: Wassergefäße, Proviant für die Leute, unsere Lebensmittelvorräte sowie Zelte und unser persönliches Gepäck. Jede Abteilung zieht separat im Gänsemarsch, wobei das hintere Kamel am Schwanz des vorderen festgebunden ist. Für zwei Kamele gibt es einen Treiber, einen sogenannten „Camel-man"; einige Erfahrene unter ihnen leiten den Rest. Jeder trägt außer zwei Speeren und einem Schild ein Gewehr und einen Munitionsgürtel; alle zusammen bilden die Eskorte, die eine europäische Karawane, die ins Innere von Somaliland vordringt, stets begleiten muss. Snider-Gewehre müssen laut Vorschrift des englischen Residenten immer geladen und die Eskorte jederzeit einsatzbereit sein. Ich halte dies für übertrieben und ein Übermaß an Vorsicht, das durch den nachlässigen Umgang der Somalis mit Waffen sogar gefährlich werden könnte; ich glaube, dass die Gewehre nur zur Schau nötig sind, als Beweis, dass man sie hat und benutzen kann, es aber nie zum Gebrauch kommt.

Außer den „Camel-men" gehören zur Karawane Jäger, sogenannte „Shikari" – zwei für jeden von uns, ein sogenannter Erster und ein Zweiter; ihre Aufgabe ist es, Tiere aufzuspüren, ihren Herrn auf der Jagd zu begleiten, ihm keinen Schritt von der Seite zu weichen, die Waffe für ihn zu tragen, sie und die Munition zu bewachen, das Wild abzuhäuten, die Hörner abzuschneiden usw. Weiter gehören zur Karawane Leibdiener, sogenannte „Boys", und schließlich „Saises", also Pferdejungen, einer für jedes Pony.

Somalis w szyku bojowym.

Wie ich bereits erwähnte, hatten wir vier Ponys, recht kümmerliche Exemplare somalischer Zucht, mit einer sichtbaren Beimischung von arabischem Blut, klein und nicht sehr kräftig, aber auf ausgezeichneten, sicheren Beinen, mit gutem Temperament

und unglaublich ausdauernd auf langen Märschen in brennender Hitze inmitten wasserloser Gegenden.

Eine wichtige Persönlichkeit in unserer Karawane war der Küchenmeister Dirri, ein gebürtiger Somali, der recht gut Englisch sprach; er hatte auf einem europäischen Schiff sein Fach gelernt und ist tatsächlich ein ausgezeichneter Lagerkoch, der bei allen Jagdkarawanen großes Ansehen genießt. Schließlich nenne ich noch Achmed Janna, den sogenannten „Second Headman", also den Unterführer. Schließlich hatten wir auch eine Vertreterin des schönen Geschlechts dabei – eine keineswegs schöne Somalierin, deren Aufgabe darin bestand, die Schafherde zu hüten, die als lebender Proviant mitgenommen wurde.

Der so zusammengestellte Tross unterstand der direkten Leitung und den Befehlen Alikhars; er gab den Leuten Anweisungen, teilte die Essens- und Wasserportionen aus, bestimmte die Marschstunden und Rastplätze, plante jedes Detail des Zuges oder Lagers – mit einem Wort: er leitete alles und tat dies so gut und vollkommen, wie man es sich nur wünschen konnte, alles natürlich auf Grundlage vorheriger gemeinsamer Absprachen und Anweisungen, die man ihm erteilte.

Zbrojna eskorta.

Alle unsere Leute, insgesamt über 50, waren mit Ausnahme eines Arabers namens Selim gebürtige Somalis aus verschiedenen Stämmen des Landesinneren, erfahren in Jagdexpeditionen, flink, bereitwillig, ehrlich, fröhlich und von Alikhar speziell ausgewählt. Einige von ihnen sprachen gebrochenes Englisch, die meisten nur Somalisch und ein wenig Arabisch.

Mein erster „Shikari“, eine äußerst wichtige Persönlichkeit bei einer solchen Expedition, heißt Osman. Ein seltsam hässliches Wesen, wenig vertraut mit Europäern, lächerlich mager, mit Beinen und Armen eines Kindes und affenartigen Bewegungen; mit seinem riesigen, zerzausten Haarschopf verlieh er seinem Besitzer das Aussehen einer riesigen Fledermaus. Osman war ein ausgezeichneter Spurensucher, er hatte hervorragende Augen, aber ein schwaches Verständnis von Jagd nach unserer Art und sündigte oft durch zu große Hitzköpfigkeit; er erfüllte zum ersten Mal im Leben die Funktion eines „Shikari“ und besaß in vielen Dingen nicht genug Übung, dafür aber viel guten Willen und sehr viel natürlichen Instinkt – diesen Hauptvorteil im Kontakt mit der Natur.

Mein zweiter, jüngerer Shikari hieß Elmi Hussein. Diese zwei und der Boy Mohammed begleiteten mich gewöhnlich auf der Jagd.

Doch ich kehre zu unserem Marsch zurück.

Als die Sonne aufging, waren wir bereits weit hinter Berbera. Der Dschungel nahm uns auf – karg, niedrig, dornig; spärlich wachsende Sträucher auf kiesigem Boden und verkümmerte Bäume von der Art der Akazien und Mimosen. Eine seltsame, ungewöhnliche Vegetation, aber nicht üppig, nicht reich, nicht frisch in den Farben wie jene Indiens oder des schönen Ceylons. Alles trocken, verbrannt, von einer dicken Staubschicht bedeckt, als dürste es nach Wasser, nach Tau – diesen seltenen Gaben der somalischen Natur.

Der Weg, oder eher ein Pfad, führt in südwestlicher Richtung am Meer entlang und steigt langsam an, sich einer Kette felsiger Berge mit fantastischen Umrissen und Gipfeln nähernd, die mit seltsam angeordneten Granitblöcken abschließen. Dies sind die Berge namens Golis, deren Kette parallel zur Meeresküste verläuft und sie von der Hochebene trennt, die das Zentrum von Somaliland bildet.

Pochód karawany.

Wir durchqueren ständig Flussbetten mit sandigem Grund, in deren Umgebung die Vegetation etwas üppiger und die Bäume stattlicher sind, stellenweise von Lianen umschlungen, was ein wenig an die Subtropen erinnert.

Dem ersten Wild begegneten wir nicht weiter als ein paar Marschstunden von Berbera entfernt. Es waren Gazellen (*Gazella Pelzelni*), schöne Exemplare der schlanken Antilopen, die entlang der gesamten Ostküste Afrikas leben und von denen sich mehrere Arten in Somaliland finden. Meine Gefährten erlegten je ein Stück dieses ersten im Somaliland angetroffenen Wildes, was unserer Lagerküche frischen Braten lieferte und die Liste der Jagdbeute der Expedition eröffnete.

Anderes Wild sahen wir an diesem Tag nicht, dafür aber ziemlich viele verschiedene Vögel und hunderte kleiner, eichhörnchenähnlicher Tiere, die nach Art unserer Hamster in Erdlöchern leben und in der Landessprache *Nohun-nla* genannt werden.

Die Mittagsruhe hielten wir im Schatten einer etwas höheren Mimose ab, danach folgte ein mehrstündiger Marsch, in dessen Verlauf wir die Meeresküste verließen und uns mehr nach Süden wandten.

Vor Sonnenuntergang wurde das Nachtlager an einem Ort namens Magloi aufgeschlagen – das erste Lager in Somaliland.

Erstaunlich ist die Geschicklichkeit und Schnelligkeit, mit der die Somalis das Lager für die Nachtruhe aufbauen. Die Kamele knien im Halbkreis nieder, froh, die schwere Last abzuwerfen, die sie den ganzen Tag getragen haben; aus Kisten und Gepäck entsteht eine Art Umzäunung; in der Mitte werden unsere Zelte aufgeschlagen; Feuer werden entzündet; Dirri richtet die Feldküche ein; die Leute eilen nach Wasser, bereiten das Essen vor und lassen sich in malerischen Gruppen ringsum nieder; es entsteht ein Treiben und Lärm wie in einer kleinen Siedlung, und all das im stillen Dschungel, wo vielleicht zuvor über lange Jahre nur wildes Getier umherstreifte und kein Wanderer die Ruhe der jungfräulichen Natur störte.

Die Marschtage ähneln einander, der Ablauf ist gleichbleibend. Wecken um 3 Uhr, Abmarsch vor 5 und Marsch bis 11 Uhr. Von 11 bis 2 Uhr Siesta, dann wieder Marsch bis halb 6 und Nachtlager.

Wir eilen voran, um schneller in die Reviere des Großwilds zu gelangen. Während des Marsches eilen wir der Karawane gewöhnlich um ein paar tausend Schritte voraus und halten uns auf beiden Seiten des Dschungels parallel zu ihrem Pfad. Hinter uns ziehen die Kamele, die in gleichmäßigem Tempo etwa 4 Kilometer pro Stunde zurücklegen. Wir

schaffen bis zu 40 Kilometer täglich – eine maximale Distanz für einen so großen Tross und schwer beladene Kamele.

Das Gelände steigt von Berbera aus stetig an und nimmt das Aussehen einer Berggegend an. Malerische Felsen türmen sich ringsum auf; zwischen ihnen erstrecken sich breite und ebene Hochebenen. Um die zahlreichen ausgetrockneten Flussbetten ist die Vegetation stets üppiger; hie und da sticht eine Palmgruppe aus der niedrigen und verkümmerten Vegetation hervor.

Zwei Marschtage von Berbera entfernt stießen wir auf keinerlei Siedlungen. Erst am dritten Tag trafen wir auf die ersten Lagerplätze einiger somalischer Familien, die ihre Ziegen und Schafe hüteten, welche an den Hängen der umliegenden Berge grasten. Von hier bis Hargeisa sind die Siedlungen recht dicht; viele Menschen bewegen sich im Dschungel und beaufsichtigen zahlreiche Kamel- und Rinderherden. Jeder ist mit Schild und zwei Speeren bewaffnet; sie blicken uns gleichgültig, aber nicht abgeneigt an, grüßen manchmal mit dem üblichen *Salām 'alaikum*, meist jedoch ziehen sie schweigend vorüber, ohne den europäischen Wanderern allzu viel Beachtung zu schenken.

Wir begegnen zahlreichen Handelskarawanen, die aus dem Landesinneren, aus Ogaden, sogar vom Webi-Shebelle heraufziehen, um in Berbera verschiedene Landesprodukte wie Gummi arabicum, Straußenfedern, gelegentlich Elfenbein und Schafsfelle gegen Reis,

Datteln, Leinen und ähnliche Artikel einzutauschen, die das karge Somaliland seinen Bewohnern nicht bietet.

Von jeder begegneten Karawane zieht Alikhar Erkundigungen ein, erfährt Neues über das Wild und lokale Details, doch die Nachrichten sind widersprüchlich und wenig glaubwürdig.

Obóz w Magloï.

Einmal erblickten wir während der Mittagsruhe eine kleine Karawane, an deren Spitze ein Europäer schritt. Es war ein Engländer, ein Sonderling, der eigens in das Land der Somalis gekommen war, um nach Feuersteinen und steinernen Pfeilspitzen aus prähistorischen Formationen zu suchen. Wir grüßten einander mit einem kurzen Gespräch:

— *How do you do!*

— *All right!*

Und jeder zog seines Weges: sie nach Berbera, zur Welt und Zivilisation, wir nach Süden, tief in den Dschungel und die Wildnis.

Wild sahen wir während dieser Marschtage nur wenig: außer den anfangs erwähnten Gazellen nur vereinzelte Herden der interessanten Antilope namens Gerenuk (*Lithocranius*

Walleri), deren unverhältnismäßig langer Hals und seltsame Bewegungen ihr das Aussehen einer Giraffe im Miniaturformat verleihen. Sie sind außerordentlich vorsichtig und deshalb schwer zu erlegen. Zamoyski gelang es, einen starken Bock dieser Antilopenart mit schönen und dicken Hörnern zur Strecke zu bringen. Er schoss auch eines Abends eine Schakalart, vollkommen schwarz, die in der Landessprache *Kormonubn* genannt wird (*Otocyon caffer?* Löffelhund); leider verhinderte die hereinbrechende Nacht, das erlegte Tier zu finden und das interessante, seltene und wenig bekannte Tier zu bergen.

Prächtige „Dik-Diks“, kleine Antilopen, nicht größer als ein Hase und wie ein Reh im Miniaturformat, huschen durch das Dickicht; sie sind schwer zu treffen, da sie flink wie Kaninchen sind und schnell im hohen Gras verschwinden, bevor man zum Schuss kommen kann.

Vögel gibt es reichlich, mit grellem Gefieder und sonderbaren Formen; leider erlaubt mir der Mangel an ausreichenden ornithologischen Kenntnissen nicht, sie zu klassifizieren. Ich stelle nur fest, dass wir keinen Spezialisten dabei haben, der fähig wäre, sie zu sammeln, denn die Vogelfauna Somalilands ist wenig bekannt, und die reichsten europäischen Museen bemühen sich um Exemplare aus diesem Land. Von den größeren Vögeln trafen und erlegten wir hier ein paar Frankoline von der Größe eines Haselhuhns und eine Art Flughühner (*Sandgrouse*), abgesehen natürlich von den zahlreichen Arten von Habichten, Adlern, Geiern und verschiedenen Aasfressern.

Wir befinden uns in der angestrebten Gegend und weichen nicht vom Weg unserer Karawane ab.

Die Marschtage vergingen schnell, die Zeit flieht so rasch, dass man, wenn man das Lager im Morgengrauen verlassen hat, kaum bemerkt, wie man sich bereits zur Nachtruhe mit dem Tross im tiefen Dschungel niederlässt. Die Neuheit der Landschaften, der Reiz der fremdartigen Natur und schließlich das ständige Erwarten dessen, was kommen mag, lassen keinen Augenblick Langeweile aufkommen; der Körper gewöhnt sich schnell an das Lagerleben und die forcierten Märsche, die wir überwiegend zu Fuß zurücklegen. Man lebt in dieser gesunden Existenz in einem wunderbaren Klima förmlich auf, nach dem trägen Leben, das man gewöhnlich führt.

Wir schließen engere Bekanntschaft mit unseren Leuten, sie beginnen sich an uns zu gewöhnen; es entsteht beinahe ein herzliches Verhältnis gegenseitiger Freundschaft mit diesen wahren Kindern der Natur. Manch eine Stunde vergeht im Plaudern mit dem intelligenten Alikhar, von dem man viele interessante Details über Somaliland und seine Bewohner erfahren kann. Besonders angenehm sind die Abendstunden nach dem Essen, wenn man inmitten des gelagerten Trosses und der brennenden Feuer unter dem Dach des subtropischen Himmels, der von Milliarden Sternen erstrahlt, die wohlverdiente Ruhe nach dem mühsamen Tagesmarsch genießt, über die erlebten Eindrücke spricht oder künftige Pläne und Projekte erörtert.

Unmerklich, aber stetig führt der Weg bergan und erreicht bei Hargeisa den höchsten Punkt, der auf der Karte mit einer Höhe von etwa 1.300 Metern über dem Meeresspiegel markiert ist. Dank dieser relativ hohen Lage ist das Klima in dieser Gegend, wie allgemein überall in Somaliland, ideal; tagsüber brennt zwar die Sonne – man spürt, dass wir nur zehn Grad vom Äquator entfernt sind –, doch die Morgen- und Abendstunden sind kühl, die Nächte geradezu kalt, fast zu kalt. Meine Gefährten holen die warmen Mäntel aus den Bündeln; ich habe eines Abends das Abendessen im Pelz eingenommen – ein seltsamer Kontrast zu der geografischen Lage, in der wir uns befinden!

Natürlich ist diese Kälte relativ, aber empfindlich im Verhältnis zur Tageshitze. Die niedrigste Temperatur, die wir am Thermometer beobachteten, betrug 15° R nach Sonnenuntergang, im Morgengrauen hingegen 9° R über Null. Doch der Körper gewöhnt sich so schnell an die Wärme, dass die genannte Temperatur bereits wie Frost erscheint; zwei Decken oder ein Pelz in der Nacht schaden nicht, und am Morgen kommt man starr vor Kälte und verfroren heraus, wie bei uns im Winter. Die Somalis empfinden diese Kälte noch stärker als wir und hüllen sich so dicht wie möglich in ihre leinenen Umhänge und Decken.

Fließendes Wasser, Quellen oder Teiche haben wir seit Berbera bis Hargeisa kein einziges Mal angetroffen. Das einzige Wasser in diesen Gegenden befindet sich in Gruben, die in den sandigen Betten ausgetrockneter Flüsse gegraben wurden, oder in künstlichen Vertiefungen mit Resten von Regenwasser. Es ist hässliches Wasser mit einer dicken Schicht aus Erde und Sand, doch ein wahrer Nektar im Vergleich zu dem, was wir später in dieser Hinsicht erleben sollten.

Die Pferde tränkt man jeden zweiten Tag, die Kamele alle drei Tage, sofern das Wasser reicht. Wahrlich erstaunlich ist die Kraft, Ausdauer und Widerstandsfähigkeit dieses Tieres gegen jegliche Entbehrungen: Es ernährt sich von trockenen Blättern oder dornigen Zweigen, trinkt fast kein Wasser, benötigt keine Aufsicht und arbeitet den ganzen Tag, indem es enorme Lasten trägt – eine wahre Wohltat für die Bewohner dieses Landes, für die es fast ihr gesamtes Hab und Gut darstellt.

Die vorletzte Übernachtung vor Hargeisa fand an einem Ort namens Bolgatchau statt, die letzte in Nasso Hablod; schließlich erreichten wir am Vormittag des 21. Dezember, nachdem wir unterwegs fünf Frankoline erlegt hatten, Hargeisa, nachdem wir in viereinhalb Tagen die hundert englischen Meilen, also etwa 160 Kilometer, zurückgelegt hatten, die Hargeisa von Berbera trennen.

Hargeisa ist der einzige Ort in ganz Somaliland, der den Namen einer festen Siedlung verdient. Die Einheimischen nennen es eine Stadt, in Wirklichkeit ist es jedoch ein Haufen niedriger Hütten aus Kamelmatten, die jurtenähnlichen Zelten ähneln.

In vielerlei Hinsicht ist Hargeisa ein wichtiger Punkt. Hier kreuzen sich zahlreiche Kamelpfade von Handelskarawanen nach Harar in Abessinien, nach Zeila und Bulhar, nach Süden ins Ogaden und zum fernen Fluss Webi; es ist der letzte Ort vor dem Haud, an dem Wasser zu finden ist, wo sich also Karawanen, die nach Süden ziehen, mit Vorräten versorgen können, bevor sie sich auf den langen Weg durch die wasserlose Wüste namens Haud begeben; hier schließlich lebt der alte Scheich Mattar, ein Mullah, also ein Geistlicher, dessen Gelehrsamkeit und Einfluss in ganz Somaliland geachtet wird.

Von hier sind es nur zwei Tage Marsch bis zur Grenze Abessiniens, doch derzeit ist diese Nachbarschaft gefährlich, da von dort das Echo von Kriegslärm und dumpfe Nachrichten über die Niederlage der italienischen Truppen herüberschallen. Hargeisa liegt am südlichen Rand jenes Teils von Somaliland, der – hinter Berbera in die Gebirgshänge der

Golis-Kette übergehend – den Beginn der somalischen Hochebene bildet und Guban und Ogo genannt wird. Südlich von Hargeisa erstreckt sich die hundert englische Meilen breite und etwa doppelt so lange wasserlose Wüstenebene Haud; dahinter liegt das Land Ogaden, das wiederum bis zum Fluss Webi Shebelle reicht, der die ungefähre Grenze von Somaliland bildet.

Dies ist in kurzen Umrissen die Aufteilung dieses Landes in drei verschiedene Gebiete, von denen jedes eigene Merkmale des Geländes, der Flora und Fauna besitzt und von verschiedenen Stämmen nomadischer Eingeborener bewohnt wird, die in ihrer Gesamtheit das Volk der Somalis bilden.

Die Somalis sind keine primitive Rasse, sondern sollen aus einer Kreuzung zwischen den afrikanischen Stämmen der Galla und arabischen Ankömmlingen von der gegenüberliegenden Küste der Wüste Arabiens entstanden sein. Vor vielen Jahrhunderten soll das gesamte heute Somaliland genannte Land von den Galla bewohnt gewesen sein, wovon einige Steinruinen zeugen, die von Gelehrten an der Meeresküste entdeckt wurden, sowie die heute noch unter den Einheimischen lebendige Tradition. In ferner Vergangenheit wurden sie von den Arabern unterworfen, welche die Meeresküste besetzten und das Land in Besitz nahmen. Die Nachkommen dieser Eroberer, vermischt mit den Ureinwohnern, nennen sich mit Stolz Somalis. In der Tat überwiegt bei ihnen der arische Typus und regelmäßige Gesichtszüge, die man bei vielen sogar schön und edel nennen kann, wobei ihr schlanker Körperbau, die Zierlichkeit der Gliedmaßen sowie die schönen Hände und Füße – wie bei einer Frau – auffallend sind. Bei einigen wiederum schlägt ein starker Einschlag afrikanischen Blutes durch, mit krausem Haar und hässlichen Gesichtern mit flacher Nase.

Es ist schwierig, eine Theorie über die Entstehung eines Volkes in einem wilden Land aufzustellen, das keine Geschichte, keine Schriftsprache, keine Denkmäler der Vergangenheit und nicht einmal feste Wohnsitze besitzt; es sind lediglich Hypothesen, die sich aus vergleichenden ethnografischen Studien ergeben. Die wahrscheinlichste davon erscheint mir die Version über die arabische Herkunft der Somalis, obwohl ich in einigen Quellen die Meinung fand – bestätigt durch den oben erwähnten Pater Cyprian, den Missionar in Berbera und langjährigen Erforscher der örtlichen Verhältnisse –, dass jene Eroberer, die über das Meer kamen, keine Araber, sondern Hindus von der indischen Halbinsel waren. Schon angesichts der bloßen Entfernung dieses Landes von Somaliland erscheint mir dies weniger wahrscheinlich, und für die arabische Theorie spricht deutlich die Identität der religiösen Bräuche bei den Somalis und viele aus dem Osten übernommene Traditionen; sogar in der lokalen Pferderasse schlägt die arabische Herkunft sichtlich durch.

Im Laufe der Zeit verdrängten die Somalis die Galla vollständig aus dem ehemals von ihnen bewohnten Land und trieben sie schließlich bis auf das andere Ufer des Flusses Webi; bis heute leben sie mit ihnen auf Kriegsfuß, in gegenseitigem Hass und ständigen Scharmützeln. Natürlich verloren sie, je weiter sie sich ausbreiteten, umso mehr die rassische Bindung zu den ursprünglichen Eroberern; der Anteil arabischen Blutes in ihren Adern nahm immer mehr ab, sie unterlagen dem Einfluss der afrikanischen Nachbarn und wurden ihnen in Bezug auf manche Bräuche und sogar das physische Aussehen ähnlich. Daher sind jene Stämme, die am weitesten nach Süden vorgestoßen sind, am wildesten und den Afrikanern am nächsten; nur die mohammedanische Religion haben sie sich bewahrt, und es gibt wohl nirgendwo fanatischere Anhänger dieser Religion als im Land der Somalis.

Die Somalis sind ein Nomadenvolk *par excellence* und können als Prototyp konservativer Nomaden dienen. Nichts hat sich bei ihnen geändert: Wie es im Nebel der Zeitalter war,

vor hunderten oder vielleicht tausenden von Jahren, so ist es auch heute, von Generation zu Generation. Nicht der leiseste Hauch westlicher Zivilisation hat sie berührt und ihre pastorale Lebensweise getrübt; seit Jahrhunderten ziehen die Karawanen immer auf denselben Pfaden und umgehen dabei oft einen Stein, den ein Kind wegzuräumen vermöchte, den sie aber nicht wegräumen, weil es früher eben so war. Kleidung, Waffen und Lebensweise haben nicht die geringste Veränderung erfahren. Wenn man durch ihr Land wandert, empfängt einen das Gefühl, das nicht ohne einen gewissen Reiz ist: dass man in längst vergangene biblische Zeiten und die patriarchalen Verhältnisse der Hirtenvölker versetzt wurde, in der ganzen Einfachheit der Bräuche, die von einer gewissen edlen Größe atmen.

Die Aufteilung in Stämme mit einem starken aristokratischen Element bildet die Grundlage ihrer Gesellschaftsordnung. Die Theorie des Stammes ist bei ihnen bis zum Äußersten getrieben: Das Individuum bedeutet nichts, alles wird für den Stamm, seine Ehre und Macht getan. Eine gemeinsame Organisation zwischen den Stämmen gibt es nicht; im Gegenteil, sie streiten und bekriegen sich erbittert. Jeder Somali hält seinen Stamm für den höchsten, den aristokratischsten, wobei es charakteristisch ist, dass sie ihre Genealogie genau kennen und oft mehrere Dutzend Vorfahren aufzählen können; natürlich sind dies einfache muslimische Namen wie Mohammed, Ali, Hassan usw.

Es leben zudem Menschen im Land der Somalis, Midgan genannt, die keinen eigenen Stamm bilden, sondern in einigen Familien inmitten der einheimischen Bevölkerung verstreut leben. Die Somalis halten sie für etwas Schlechteres als sich selbst, betrachten sie als ihre Untertanen und benutzen sie als Diener. Wohl kein Ethnologe würde in den Midgan die ursprünglichen Bewohner des Landes wiedererkennen, denen die Beimischung arabischen Blutes fehlt und die nur die äußeren Formen der Religion von den Eroberern übernommen haben, während sie in Bezug auf Lebensweise und Sitten auf einer unvorstellbar niedrigen Stufe der moralischen Entwicklung stehen. Typus und Körperbau unterscheiden sich von den Somalis; sie befassen sich hauptsächlich mit der Jagd, von der sie leben, wobei sie dafür Bogen und vergiftete Pfeile benutzen. Im weiteren Verlauf dieser „Notizen“ werde ich noch öfter Gelegenheit haben, die Midgan zu erwähnen.

Nach diesem Exkurs über die Bevölkerung Somalilands kehre ich zu unserem Lager in Hargeisa zurück. Es wurde in einer Gruppe schöner und schattiger Akazien aufgeschlagen, nahe dem sandigen Bett eines ausgetrockneten Flusses, in dem mit Händen gegrabene Löcher im weißen Sand der einzige Ort sind, von dem man hier Wasser bekommen kann. Unweit davon leuchteten die Zelte einer Jagdgesellschaft englischer Sportsmen weiß hervor, die ebenso wie wir in Hargeisa vor der weiteren Reise Halt gemacht hatten. Ihre Leute besuchen uns; wir erfahren, dass unter ihnen eine englische Dame ist, Mrs. Renton, die mit ihrem Gemahl die Abenteuer der Jagdexpedition teilt. Heute sollen sie weiterziehen.

Ich fürchtete, ob ihre Marschroute unsere Pläne nicht durchkreuzen würde. Hier sollte sich entscheiden, wohin wir weitergehen: ob direkt durch den Haud über Milmil nach Burka und Dachato oder in östlicher Richtung nach Aware. Ich bemerkte, dass Alikhar für Letzteres sprach, da er die negativen Auswirkungen der zahlreichen Expeditionen auf den Wildbestand fürchtete, die sich seit fast zwei Jahren beinahe alle nach Burka drängen. Nach langen Diskussionen wurde beschlossen, dass wir direkt nach Aware gehen, und falls wir dort wenig Wild fänden, hätten wir noch genug Zeit, nach Burka weiterzuziehen.

In Hargeisa müssen wir zwei Tage bleiben, zur Erholung der Kamele, die hier zum ersten Mal seit Berbera Wasser bekommen, und zum Sortieren und Umpacken der Sachen, von

denen ich beabsichtige, einen weniger benötigten Teil hier zurückzulassen, um die Kamele zu entlasten.

Aus der nahe gelegenen Siedlung umringten uns die Einheimischen in Scharen, betrachteten uns neugierig und ließen keine unserer kleinsten Bewegungen aus den Augen.

Auf einer Anhöhe sieht man ein Häuschen, das von einer hohen weißen Mauer umgeben ist – das einzige gemauerte Gebäude in ganz Somaliland, wie mir scheint. Errichtet wurde es durch die Fantasie des englischen Lords Delamere, eines berühmten Jägers, der speziell auf Löwen jagt und sich, wie der berühmte Gerard, den Namen eines *tueur de lions* verdient hat. Jedes Jahr besucht er Somaliland; man sagt, er habe mehr als 50 Löwen getötet, und in Hargeisa baute er sich ein Häuschen als festes Standquartier für seine Expeditionen. Ein Konzept, das eher originell als praktisch ist, da der Standort ungeeignet ist und dieses Haus ihm hier zu nichts dienen kann. Im letzten Jahr hatte er eine unangenehme Begegnung mit einem Löwen, der sich auf ihn stürzte und ihn schwer verletzte, sodass man ihn kaum noch lebend auf einer Trage nach Berbera bringen konnte; von dort gelangte er nach England, heilte seine Wunden glücklich aus und soll in diesem Jahr erneut zur Löwenjagd nach Somaliland zurückkehren. Er soll ein ungewöhnlicher Sonderling sein, und viele legendäre Geschichten kursieren über ihn im Land. Die Somalis mögen ihn jedoch, da er reichlich bezahlt und gut mit den Leuten umgeht.

Am Nachmittag besuchte uns Scheich Mattar, das Oberhaupt der Siedlung Hargeisa. Ein ernster, weißbärtiger Greis, der sich arabisch kleidet und sich mit Würde trägt. Er hat ein wenig von der Welt gesehen, da er die Pilgerfahrt nach Mekka unternommen hat, er kann den Koran lesen und gilt unter den Seinen als großer Weiser; unter seiner geistigen Jurisdiktion steht die ganze Umgebung.

Nachdem er sich unter dem Zelt in unseren Kreis gesetzt hatte, erkundigte er sich neugierig, woher wir kämen, aus welchem Land wir stammten usw. Besonders die jüngsten Ereignisse in Abessinien schienen ihn zu interessieren. Die Somalis fürchten die Abessinier wie das Feuer und leiden viel unter ihren mit Feuerwaffen ausgestatteten Nachbarn, die oft in Somaliland einfallen und die wehrlosen Siedlungen unbarmherzig plündern und berauben.

Am nächsten Morgen wiederholte der alte Scheich seinen Besuch in der offensichtlichen Absicht, ein Geschenk zu erhalten. Ich schenkte ihm sechs silberne Rupien und eine rote Decke.

Wir besuchten das Lager der Engländer, von denen ein Teil mit der Dame bereits nach Süden aufgebrochen war. Zwei blieben zurück: der Offizier Captain Leather, mit dem wir zusammen von Aden nach Berbera gereist waren, und ein Zivilbeamter aus Indien; sie gehen für eine dreimonatige Expedition nach Burka.

Der Vormittag des zweiten Aufenthaltstages in Hargeisa verging uns mit dem Sortieren der Sachen, von denen 21 Pakete hier unter der Obhut und Aufsicht des alten Scheichs zurückbleiben. Drei Kamele mit zusätzlichem Proviant für die Leute trafen aus Berbera ein und schlossen sich unserem Tross an. Ich hielt auch eine Inspektion unserer Leute und der bewaffneten Eskorte ab, wobei ich gewisse Instruktionen zum Umgang mit den Gewehren gab und unter Androhung strenger Strafe die nötige Vorsicht anmahnte, sowohl den Leuten der Eskorte als auch unseren Shikaris. Ihre Stimmung ist ausgezeichnet, sie sind bereitwillig und fröhlich, zu allem bereit.

In der vergangenen Nacht ließ sich ein Panther direkt am Lager hören – die erste Stimme von Großwild, die in Somaliland zu hören war. In der Umgebung gibt es genug Wild, mehr als auf dem Weg von Berbera. Grudziński brachte von seinem morgendlichen Spaziergang durch den Dschungel fünf Frankoline und eine hübsche Sakaro-Antilope (*Madoqua Phillipsi*) mit, die kleiner als ein Hase ist.

Hargeisa liegt innerhalb des reservierten Gebiets, wir haben also nicht die Absicht, hier speziell Zeit der Jagd zu widmen. Am Nachmittag wanderte ich ein paar Stunden durch den Dschungel und sah einige Herden von Gerenuks und einen Oryx, das erste Exemplar dieser prächtigen Antilope, von der Größe eines jungen Elchs, mit riesigen, spitzigen Hörnern wie Speere. Für einen Schuss war es zu weit, und das offene Gelände machte ein näheres Heranpirschen unmöglich. Ich beobachtete ihn nur, wie er langsam den Berghang hinaufkletterte; seine Bewegungen sind schwerfällig, ein wenig denen eines Esels ähnlich.

Uns elektrisierte die Nachricht, die ein Einheimischer brachte, dass ein Engländer vor ein paar Tagen, zwei Märsche von Hargeisa entfernt, drei Löwen in einer Nacht erlegt habe. Leute, die mit einer Handelskarawane aus dem tiefen Ogaden kamen, erzählen, dass es in der Gegend von Aware, wohin wir gerade streben, genug Löwen geben soll.

Wir packen die schweren Kaliber aus, die jeden Augenblick nötig sein könnten. Mein Arsenal bestand aus zwei 500er Express-Gewehren, einer schweren Flinte Kaliber 10 der berühmten Fabrik Holland, mit einer enormen Pulverladung (8 dr.) und einem konischen Geschoss mit Stahlspitze, einer Schrotflinte und einem kleinen 303er Express von Holland mit Teleskop – eine unschätzbare und hervorragende Waffe, der ich, mit Ausnahme des Großwilds, meine gesamte Strecke verdanke. Meine Gefährten hatten mehr oder weniger dasselbe, mit Ausnahme eines 303er Express-Springero-Gewehrs System Mannlicher, ebenfalls mit Teleskop ausgestattet; eine nicht minder ausgezeichnete und unschätzbare Waffe auf einer solchen Expedition.

Alikhar, der sich schon seit einigen Tagen unwohl fühlte, erlitt heute einen Malariaanfall, der so stark war, dass er sich in schrecklichen Krämpfen wand und am Boden wälzte. Ich gab ihm aus unserer Feldboutique eine kolossale Dosis Chinin, was den Anfall unterbrach. Es erscheint seltsam, dass das Fieber in so hoch gelegenen, trockenen und gesunden Gegenden grassiert; ich glaube, dass es eher ein Rückfall der Krankheit ist, die er zuvor in Aden oder an der Meeresküste erworben hat, wo die Fieber unter der einheimischen Bevölkerung stark wüten sollen.

KAPITEL III

Am 23. Dezember im Morgengrauen brachen wir von Hargeisa an der Spitze unseres vollständigen, zahlreichen Trosses auf. Sechs Kamele tragen Wassergefäße, deren Vorrat für fünf Tage für Menschen und Pferde ausreichen muss. In der Nachhut der Karawane, bei der Schafherde, laufen zwei Eselchen mit, die in Hargeisa mit der traurigen Bestimmung gekauft wurden, den Löwen als Köder zu dienen.

Der Weg führt bergan. Nach einigen Marschstunden erreichen wir den höchsten Punkt. Vor uns liegt eine riesige Hochebene, deren wüstester, völlig wasserloser Teil Haud genannt wird.

Zbrojny Somalis z naszej eskorty.

Es ist eine gewaltige Ebene, bedeckt mit niedrigem, verkümmertem Dschungel, der von dichtem Dickicht zeitweise in eine offenere Fläche übergeht, manchmal in eine nackte Steppe, die mit gelbem Gras bewachsen ist. Hier und da steht ein etwas höherer Akazienbaum in Form eines Schirms.

Riesige Termitenhügel, rot, unförmig, fantastisch, die oft eine unglaubliche Höhe erreichen, erheben sich wie Obelisken über die niedrigen Bäume, eher wie kunstvoll errichtete Menschenwerke wirkend als wie die Gebilde kleiner Insekten. Das Gesamtbild ist traurig und unfreundlich, imposant wohl nur durch seine grenzenlose Weite, wie jeder freie Raum.

Ich erwähnte bereits, dass die unangenehme Eigenschaft dieses Erdflecks der Mangel an Wasser ist. Vom letzten Regen bis zum Beginn der neuen Regenzeit fällt kein Tropfen vom Himmel, noch liefert die Erde Wasser. Die Vegetation erstirbt, trocknet aus, die Sonne verbrennt sie zu roter Asche, Staub bedeckt sie, und so wartet sie durstig lange Monate, bis neue Regen sie zu frischem Leben und starker Vegetation erwecken.

Osada krajowców.

Trotz dieses Wassermangels gibt es auf dem Haud viel Wild. Riesige Antilopenherden haben hier ihre festen Weideplätze, und Löwen gibt es hier mehr als irgendwo sonst in Somaliland. Phänomenal ist die Eigenschaft der lokalen Fauna, dass sie so lange ohne Wasser aushalten kann, wobei, wie wir später oft Gelegenheit hatten zu bemerken, die Antilopen auf dem Haud im Fleisch hervorragend aussehen und fett sind, als wären sie auf der besten Weide gemästet worden. Viele ihrer Spuren kreuzen sich im roten Sand und geben dem Jägerherz Hoffnung, dass wir uns bereits in wildreichen Revieren befinden, außerhalb jenes „reservierten Gebiets“, das in Hargeisa endete.

Der Karawane vorausreitend, teilen wir uns so auf, dass meine Gefährten gewöhnlich auf beiden Seiten des Kamelpfades streifen, während ich mich an die Front halte. Ich sah heute einige Gerenuks, zahlreiche Dik-Diks und zwei große Oryx-Herden, doch das Wild ist so vorsichtig und scheu, dass an einen Schuss nicht zu denken ist.

Ich verirrte sich mit Zamoyski im dunklen Dschungel, und wir brauchten einige Stunden, um im Labyrinth aus Sträuchern und Dickicht die Karawane wiederzufinden, die ihre Mittagsruhe abhielt. Grudziński hatte eine aufregende Begegnung mit einer Hyäne, die vor ihm im Dickicht davonlief und den Kopf einer Gazelle im Maul trug; die Leute hielten sie für eine Löwin und nahmen die Verfolgung auf, doch sie verschwand, vom Dickicht verdeckt. An der Spur erkannte man den Irrtum.

Nach einem kurzen Nachmarsch fand die Übernachtung auf einer kleinen Lichtung im dichten, niedrigstämmigen Dschungel statt, in dem wir heute zum ersten Mal das Lager mit einer „Zeriba“ umgaben. Dieser im Englischen übernommene und in Somaliland ständig verwendete Begriff bezeichnet einen dornigen Zaun, der aus abgehauenen Mimosen und Dornen errichtet wird, mit dem die Einheimischen ihre Siedlungen und Karawanen ihre Lagerplätze umgeben – und Jäger schließlich ihre nächtlichen Verstecke für das Raubwild. Er schützt sowohl vor Menschen als auch vor Raubtieren und stellt einen außerordentlich starken, schwer zu überwindenden und sehr leicht herzustellenden Schutz dar. Indem man die obige Bezeichnung vom Teil auf das Ganze überträgt, nennt man in Somaliland eine Zeriba sowohl eine Siedlung der Einheimischen als auch ein Karawanenlager oder ein Jagdversteck, das zum Zwecke eines Hinterhalts gebaut wurde. Die Somalis sind außerordentlich geschickt im Errichten einer Zeriba: Kaum hält die Karawane an, entsteht im Augenblick ein starker dorniger Zaun, der den gesamten Tross kreisförmig umschließt.

Am nächsten Tag war Heiligabend. An diesem Tag flogen die Gedanken aus der afrikanischen Wildnis weit über Meer und Land in die Heimat, wo die Erde von Frost gefesselt und von einem weißen Schneelaken bedeckt ist, wo so viele dem Herzen teure Wesen auf den ersten Abendstern warten, um im Familienkreis das größte Fest der Christenheit zu feiern.

Welch ein Kontrast zu dem Land, in dem wir uns befinden! Wie eine feurige Kugel aus geschmolzenem Metall fand uns die aufgehende Sonne bereits auf dem Marsch, auf einer riesigen Ebene, nackt, leer, nur mit Heidekraut und gelbem, verbranntem Gras bedeckt. Diese Steppe ähnelt der Savanne des amerikanischen Far West und wird Zeila genannt.

Zwei aufgeschreckte Strauße, kaum durch das Fernrohr erkennbar, flohen in wahnsinniger Eile vor uns; zahlreiche Herden von Oryx und verschiedenen Antilopen grasten in der Ferne; Schakale schlichen heimlich durch das Gras, von ihrer nächtlichen Wanderung zurückkehrend. Die Unendlichkeit der Atmosphäre verschmolz mit der grenzenlosen Wüste zu einem Ganzen gewaltiger Weite und bildete ein seltsames, außergewöhnliches Bild, dessen Reiz ich nie vergessen werde.

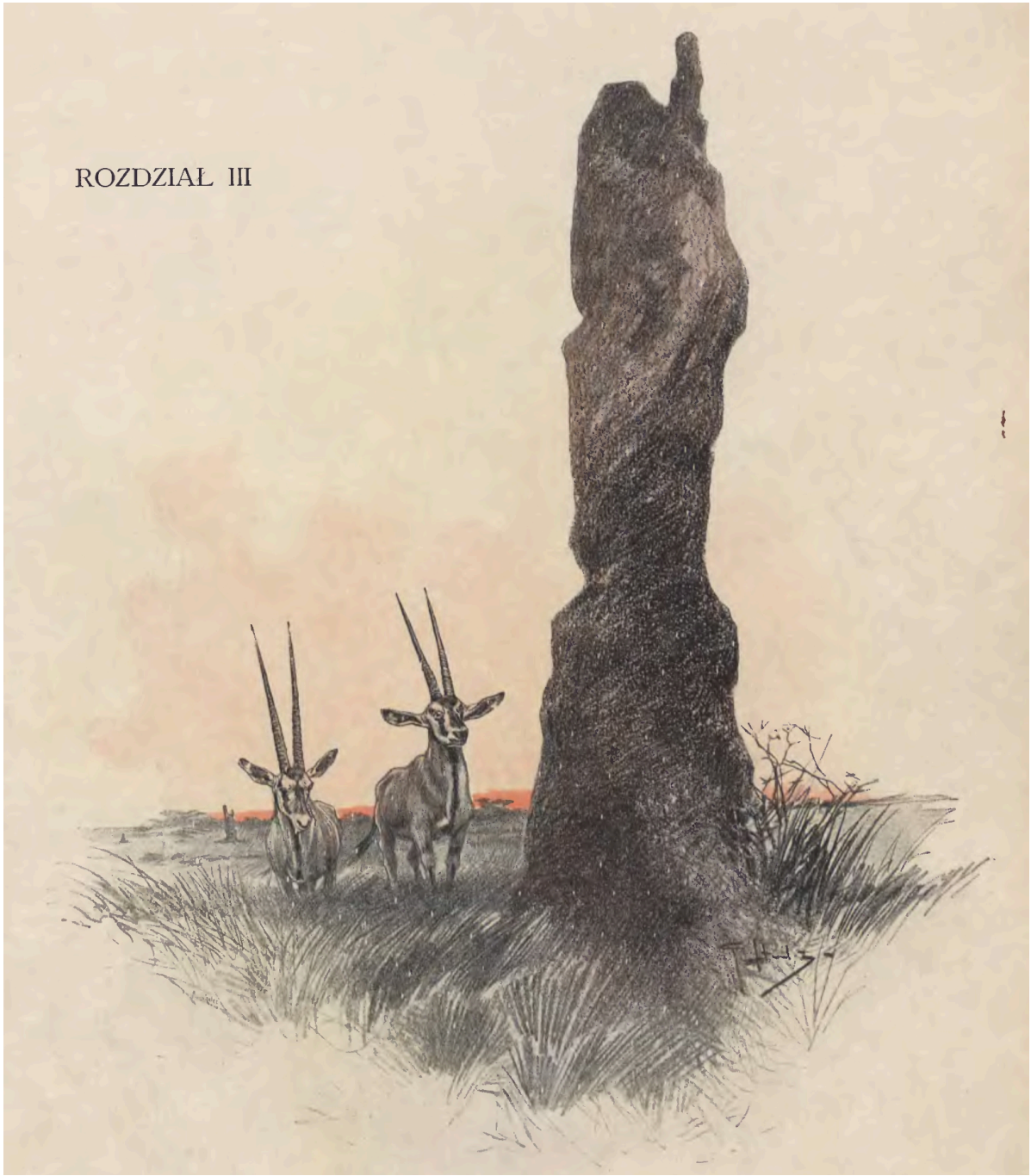
Durch das Glas entdeckten wir immer neue Herden von Antilopen der Gattung Aul und Hartebeest; besonders Letztere lockten mich, da sie selten sind und nur an wenigen Orten in Somaliland vorkommen. Das vorsichtige Wild ließ uns jedoch nicht herankommen; einzelne Stücke hielten von Weitem Ausschau nach dem Jäger, sprangen ein paar hundert Schritte weg, und hinter ihnen stob die ganze Herde davon, ohne sich in irgendeiner Weise auf eine mögliche Distanz anpirschen zu lassen.

Ein einzelnes Hartebeest erregte meine Aufmerksamkeit. Ich begann es zu umgehen, wobei ich versuchte, die uns trennende Entfernung zu verringern. Es hatte mich längst bemerkt, flüchtete aber nicht, sondern blickte uns wie aus Neugier an. Nach einer Weile schickte es sich zum Rückzug an. Ich konnte nicht länger warten, kniete nieder und sandte ihm eine Kugel aus meinem Holland-Express auf die kolossale Distanz von nicht weniger als 500 Schritten. Nach dem Schuss zeichnete es, lief ein paar Schritte und brach tot zusammen. Es war der weiteste Schuss, den ich je in meinem Leben abgegeben habe.

Das erlegte Stück war ein prächtiges Exemplar eines Hartebeest-Bocks, einer Antilopenart, die den südafrikanischen großen Kuhantilopen nahesteht. Von der Größe einer Kuh, mit bronzefarbenem Fell mit rötlichem Glanz und großen, gebogenen Hörnern, ist das Hartebeest insofern eine Seltenheit, als es nicht in der Strecke jedes Jägers in Somaliland vorkommt, da es, wie oben erwähnt, nur bestimmte, genau festgelegte Orte in den offenen Steppen bewohnt und Dickichte sowie den üblichen dornigen Dschungel meidet.

Das somalische Hartebeest (*Bubalis Swaynei*) wurde zum ersten Mal erst im Jahr 1891 von Captain Swayne erlegt und dem Londoner Museum geliefert, nach dessen Namen es seine lateinische Bezeichnung erhielt.

Dies war meine erste Trophäe in Somaliland.



Die Somalis machten sich daran, das erlegte Stück zu zerlegen, und von der Karawane, deren lange, kaum am Horizont sichtbare Kette von Kamelen in der Ferne zog, schickte man beide Eselchen, um Fell, Hörner und Fleisch zu holen.

Grudziński pirschte sich unterdessen an eine Herde Auls heran und erlegte mit einem gezielten Schuss aus dem Mannlicher auf die enorme Entfernung von 600 Schritten ein Stück.

Das Aul (*Gazella Soemmeringii*) ist eine Antilope, die in Somaliland gewöhnlich in riesigen Herden lebt, von der Größe eines Damhirschs, schön in Form und Fell; ihre Hörner in Form einer Lyra bilden eine hübsche Trophäe.

Unsere Stutzen bestanden heute die Prüfung und lieferten den Beweis ihrer Vollkommenheit; die Teleskope erwiesen sich als unentbehrlich in einem Land, in dem das Wild auf gewöhnliche Distanzen kein Herankommen erlaubt.

Transport trofeów na stepie Zeïla.

Am Mittag vereinten wir uns mit der Karawane und traten, nachdem wir die Steppe durchquert hatten, wieder in Dickicht und niedrigstämmigen Dschungel ein, wo die Mittagsruhe stattfand. Zamoyski erlegte eine Schlange, die auf einem Baum saß, und eine zweite, etwa anderthalb Meter lang, erstachen die Leute mit Speeren. Am Nachmittag schoss ich noch auf Oryx, jedoch ohne Erfolg. An das Teleskop muss man sich erst gewöhnen.

Grudziński brachte am Abend ein zweites Aul mit, Zamoyski wiederum erzählt, dass er erste, recht frische Löwenspuren gesehen habe.

Indem wir die von zu Hause mitgebrachte Oblate teilten, setzten wir uns zum Essen, froh, dass der heilige Hubertus uns zum Weihnachtsfest mit so schönem Wild beschenkt hatte. Es war ein origineller Heiligabend, nicht unbedingt vorschriftsmäßig in der Auswahl der Speisen; dafür bewahrten wir zumindest den bei uns durch Tradition geheiligten Brauch, am heutigen Tag zu jagen.

Bubalus Swaynei.

Die Nacht vom 24. auf den 25. ist insofern bemerkenswert, als während dieser zum ersten Mal Löwen zu hören waren, die sich aus der Tiefe des Dschungels meldeten. Wir verließen das Lager etwas später als gewöhnlich, um im Dunkeln die Spur nicht zu verpassen. Und tatsächlich stieß Grudziński mit seinen Leuten bald auf ganz frische Fährten von zwei Löwen. Wir wurden zusammengerufen, und es begann eine mühsame Verfolgung. Der Boden war steinig, und trotz aller Geschicklichkeit unserer Shikaris mussten wir nach zwei Stunden die weitere Verfolgung aufgeben, da wir die Spur zwischen Steinen und hohem Gras verloren hatten. Es waren zwei Löwen, einer größer, der andere kleiner; sie jagten im Dschungel, wovon die von uns gefundenen Überreste einer kurz zuvor verspeisten Dik-Dik-Antilope zeugten.

Es gibt in Afrika verschiedene Arten der Löwenjagd, die vor allem von der jeweiligen Gegend und der Geländekonfiguration abhängen. In Waldregionen, d. h. im dichten und

geschlossenen Dschungel, ist die nächtliche Lauer in einer eigens dafür gebauten Zeriba am gebräuchlichsten, mit lebendem Köder oder dem Aas eines zuvor vom Löwen gerissenen Rindes.

Gazella Sommeringii.

In offenen Ebenen, die mit hohem Gras und Gestrüpp bewachsen sind, jagt man den Löwen tagsüber, indem man am Morgen seine frische Fährte aufnimmt und der Spur so lange folgt, bis man auf das Tier stößt und zum Schuss kommt. Dies ist die übliche Jagdweise z. B. in Abessinien oder Zentralafrika; in Somaliland gibt es jedoch eine Abwandlung, die dieser königlichen Jagd wohl den größten Reiz verleiht. Man folgt der Fährte und hat einige berittene Einheimische bei sich; wenn das Tier aufspringt, setzen die Reiter dem Löwen nach und umstellen ihn. Der Löwe kauert sich nach Katzenart im

Gras und im Dickicht nieder; dann nähert sich der Jäger ihm, geht so nah wie möglich heran, bis das Tier hervorspringt und Gelegenheit zum Schuss gibt.

Jede der obigen Jagdarten hat ihren eigenen Reiz, die letzte ist jedoch die schönste, da sie die gefährlichste ist. Auf dieses Thema werde ich im weiteren Verlauf dieser Notizen noch öfter zurückkommen.

Die zwei folgenden Tage zogen wir durch den Haud in südöstlicher Richtung. Die Gegend blieb weitgehend gleich; die Ebene, mal bewachsen, mal offener, ging zeitweise in nackte Steppe über, um sich dann wieder in dunklen und dichten Dschungel zu verwandeln. Es ist deutlich wärmer als in den Bergen vor Hargeisa, aber die Hitze ist nicht quälend; ein angenehmer Windhauch aus Norden weht unaufhörlich vom Morgengrauen bis zum Sonnenuntergang und kühlt die Temperatur; die Luft ist leicht und rein, sodass die Brust frei atmet und jede Anstrengung leicht ertragen wird.

Malaria grassiert hier dennoch unter den Galla-Leuten und hört nicht auf. Außer Alikhar ist mein Boy Mohammed daran erkrankt. Die Apotheke ist im Einsatz; ich schütte ihnen Chinin in regelrechten Pferdedosen ein.

An Wild haben wir viel gesehen, zahlreiche Herden von Oryx-Antilopen und Gerenuks; ich schoss auf einige Tiere aus kolossalen Entfernungen, doch ich erwischte keines. Die Vorsicht des Wildes ist unerhört: Noch bevor man es entdeckt, hat es den Menschen bereits gewittert und entweicht.

Während des Marsches der Karawane ist das Jagen schwierig. Man kann nicht zu weit abweichen, um den Weg und die客观Wielbäume (Kamele) nicht zu verlieren; man schießt nur das, was einem zufällig am Weg begegnet. Heute trafen wir auf eine alte Spur eines Nashorns, das sich in der Regenzeit bis hierher nach Haud verirrt hatte.

Nachdem wir das trockene Bett eines kleinen Sees namens Sigurdi passiert hatten, machten wir halt für das letzte Nachtlager vor Aware, an einem offenen, steppenartigen Ort, an dem nur hier und da ein größerer Mimosenstrauch oder ein höherer Akazienbaum wächst.

Der Sonnenuntergang ist in diesen Zonen geradezu märchenhaft: Der gesamte Horizont erstrahlt in einem Meer aus goldenem Glanz, der schnell in ein flammendes Rot übergeht; dann bricht plötzlich die Dämmerung herein, bis der Mond als Sichel am lila Himmel leuchtet und mit seinem silbernen Licht die Unendlichkeit der Steppe und das einsame Land ringsum übergießt.

Im Lager herrscht Trubel. Die Somalis, am Feuer versammelt, singen ihre Lieder, deren wilder Klang oft in seltsam schöne und ernste Töne übergeht; sie tanzen und klatschen laut in die Hände – das gesamte Bild ist fantastisch, inmitten des Spiels zweier verschiedenartiger Beleuchtungen: den blassen Streifen des Mondlichts und dem grellen, roten Schein der Lagerfeuer, zwischen denen die weiß gekleideten schwarzen Somalis wie Gespenster aussehen.

Am 27. vor Mittag trafen wir in Aware ein, nachdem wir unterwegs eine frische Spur eines Löwen und eines Panthers gefunden hatten. Aware ist der Name des Ortes, an dem man seit Hergeiza das erste Mal Wasser bekommen kann – hier endet Haud und beginnt Ogaden. Wir sind etwa 200 Meilen von Berbera entfernt; 300 Meilen weiter fließt der Webi Shebeli.

Das Wasser befindet sich hier in tiefen Gruben mit steinigem Boden, die wohl noch aus der Zeit der Gallas stammen, denn der träge Somali würde sich diese Arbeit niemals machen: Er ist höchstens in der Lage, mit den Händen im Sand nach Wasser zu graben.

Kamele und Pferde umstehen diese Wasserstellen und warten ungeduldig auf die Tränke. Wir schlugen das Lager in der Nähe zweier ausgetrockneter Teiche auf, im Schatten schöner und hoher Schirmakazien. Wir müssen zwei Tage in Aware bleiben, um den Kamelen Ruhe zu gönnen, Informationen über das Wild einzuholen und danach die weiteren Pläne zu fassen.

Die Lagerplätze der Somalis sollen sich in der Gegend befinden. Wir schicken einige Männer mit Dolmetscher zu ihnen. Eine Karawane zieht aus dem Süden von den Ufern des Webi Shebeli vorbei; die Leute, von einem Typus, der den negerartigen Gallas ähnelt, bewaffnet mit Bögen und Pfeilen, sehen wild aus.

Heuschrecken flogen über das Lager und ließen sich in der Nähe in einer solchen Masse nieder, dass sie wie eine Wolke Schatten auf die Erde warfen; es war ein seltsames Phänomen und bot interessante Lichteffekte, als die Heuschrecken gegen die Sonne flogen und in der Luft glitzerten wie silberne Lava.

Als ich mit der Flinte hinausging, traf ich auf eine riesige Herde prächtiger Perlhühner mit wunderbarem Gefieder von blauer Farbe, die in helles Violett überging. Während meiner Schüsse, durch die ich vier Perlhühner erlegte, begannen die Heuschrecken in einer solchen Masse aufzusteigen, dass sie mir die Sicht auf das Ziel verdunkelten. Die Perlhühner erwiesen sich als ausgezeichneter Braten. Im Dschungel sah ich an Wild Gerenuks und Dik-Diks und erlegte ein Stück dieser letzteren kleinen Antilope. Auf dem Rückweg zum Lager bemerkte ich direkt unter den Zelten auf der Wiese ein grasendes afrikanisches Warzenschwein (*Phacochoerus Aelianus*), doch leider verfehlte ich es; ein interessantes Tier, völlig ähnlich unserem Wildschwein, mit riesigen, nach oben gebogenen Hauern und warzigen Auswüchsen unter den Augen.

Unsere Leute, die auf Kundschaft geschickt worden waren, kehrten am nächsten Tag mit einigen Einheimischen zurück, die erzählten, dass sich einen Tagesmarsch östlich eine offene Gegend befindet, wo es viel Wild gibt und die Möglichkeit besteht, Löwen und Nashörner zu treffen.

Unsere Marschroute gestaltet sich daher so, dass wir von hier für einen einwöchigen Aufenthalt in jene Gegend aufbrechen; die Hauptkarawane bleibt in Aware unter der Bewachung von Achmet-Dzama und der Hälfte der bewaffneten Eskorte und zieht später weiter nach Süden, um sich mit uns an einem Ort namens Durror zu vereinigen.

Wir nehmen nur 12 Kamele mit dem nötigsten Proviant und einem Wasservorrat für einige Tage mit; wir kehren nämlich wieder ins Innere von Haud zurück, wo Wassermangel herrscht. Alikhar organisiert so etwas wie eine Kamelpost, die uns alle paar Tage Wasser liefern wird.

Den Plan des Marsches nach Barka habe ich endgültig aufgegeben. Alikhar rät zu Recht davon ab und weist auf vier oder fünf Jagdexpeditionen hin, die in diesem Jahr dort jagen und das Wild in weitem Umkreis zweifellos verscheucht haben. Es sind noch keine zwei Jahre vergangen, seit Alikhar zum ersten Mal Graf Hoyos und Coudenhove nach Barka und an den Fluss Dachato führte, und das glänzende Resultat der Expedition dieser Herren hat so viele andere angelockt, dass sich seitdem alle dorthin drängen; heute ist Barka nicht mehr jenes Jagd-Eldorado, das es vor Kurzem noch war; es ist zu befürchten, dass dasselbe Schicksal bald ganz Somaliland ereilt.

Am 29. verließen wir Aware und bogen vom festen Karawanenweg ab, um nach Nordosten ins Innere von Haud vorzudringen. Ein als Führer engagierter Einheimischer leitet uns; wir betreten einen unheimlich dunklen Dschungel. Der Marsch im dichten Dornengebüsch ist mühsam; die Karawane zieht sich im Schneckentempo hinter uns her; die schwer beladenen Kamele drängen sich nur mit Mühe durch das dornige Dickicht. Frische Nashornspuren kreuzen sich im Sand.

Wir sollten eigentlich am Abend jene offene Gegend erreichen, doch unser Führer hat sich wohl mit der Zeit und dem Weg verrechnet, und die Nacht überraschte uns in einem Dschungel, der dicht wie eine Wand war. Das Thermometer der Stimmung, das durch die frischen Nashornspuren angestiegen war, sinkt, da Alikhar behauptet, dass es in diesem Dickicht unmöglich sei, dem Wild zu folgen, und dass dies ziehende Nashörner seien, die hier keine festen Plätze haben. Wir werden uns mit Antilopen begnügen müssen, die für morgen versprochen sind, bevor wir in die Reviere des schwersten Wildes gelangen.

Nach einem kurzen Morgenmarsch erreichten wir am nächsten Tag die versprochene offene Gegend (*open country*) und schlugen am Rand des Dickichts das Lager auf. Vor uns liegt eine Ebene, mit hohem, trockenem Gras bewachsen, aus dem vereinzelte Bäume und unzählige Termitenhügel herausragen. Von Weitem sieht man zahlreiche Herden von Antilopen, Oryx und Aul (Soemmerring-Gazellen).

Wir teilen uns in drei Richtungen auf. Leider ist das Wild, wie gewohnt, ungemein vorsichtig; ein Herankommen ist nicht möglich. Ohne einen Schuss abgegeben zu haben, kehrte ich nach Süden zum Lager zurück, wo ich bereits Zamoyski mit einem erlegten Aul vorfand.

Ich sah heute Morgen die ersten Exemplare der seltenen Clarke-Antilope (*Ammodorcas clarkei*), die erst vor drei Jahren entdeckt wurde und die bisher außer London kein europäisches Museum besitzt. Sie hat seltsame, nach vorne gebogene Hörner und einen langen Schwanz, den sie beim Laufen auf komische Weise diagonal über das Kreuz wirft.

Die Scheu des Wildes erscheint umso seltsamer, als wir uns hier in Gegenden befinden, die man in jagdlicher Hinsicht als jungfräulich bezeichnen kann – in Gebieten, die noch kein weißer Jäger betreten hat.

Es wäre interessant, die Vogelfauna und Flora von Haud zu untersuchen, die bisher nur unzureichend bekannt und beschrieben ist. Man trifft hier auf eine Menge interessanter Vögel, besonders kleiner Arten, doch das Fehlen eines Taxidermisten macht uns das Sammeln unmöglich.

Unter den Sträuchern ist am häufigsten die Mimose in Schirmform, die manchmal eine Höhe von mehreren Fuß erreicht; Akazien in verschiedenen Varietäten, irgendein dorniger Crataegus (Weißdorn), Tamarisken und schließlich ein Milchbaum, ähnlich dem aus Ceylon – dies sind die häufigsten Exemplare der armen Flora von Haud.

Wir befinden uns hier in seinem Inneren, auf der Grenzlinie zwischen zwei Protektoraten: dem italienischen und dem englischen. Dies ist eine ideale Grenze, die in der Realität und Praxis durch nichts markiert ist. Der italienische Einfluss ist nur insofern sichtbar, als auf den Karten seine Sphäre mit einer anderen Farbe gekennzeichnet ist. *De facto* ist dieser Teil Somalilands von Hergeiza bis zum Webi Shebeli *res nullius*. In ihm ziehen verschiedene Stämme von Einheimischen umher, die keine festen Siedlungen besitzen und ständig von einer Gegend in die andere ziehen; sie führen untereinander blutige Scharmützel, überfallen und berauben sich gegenseitig und erkennen die Oberhoheit keiner europäischen Regierung an.

Die von Alikhar in die Gegend von Durror entsandten Leute kehrten am Mittag zurück und berichten, dass sie weiter im Südosten von einigen Löwen gehört haben; sie erzählen auch, dass in der gestrigen Nacht, einen Tagesmarsch entfernt, ein blutiger Überfall eines Stammes auf einen anderen stattgefunden hat – die Angreifer töteten einige Menschen, raubten mehrere hundert Kamele und verschwanden wie der Wind auf ihren schnellen Pferdchen. Dies ist eine gewöhnliche Episode im gesellschaftlichen Leben der Somalis.

Am Nachmittag gingen wir wieder auf Antilopenjagd. Nachdem ich ein kurzes Stück gegangen war, hörte ich heftiges Schießen; eine lebhafte Kanonade drang von der Seite eines meiner Gefährten herüber. Eine riesige Herde von Auls, bestehend aus mehreren hundert Tieren, weidete vor mir; sie erblickten mich und begannen langsam davonzuziehen. Ich schoss einige Male auf sie, jedoch ohne Erfolg.

SZARAŃCZA.

Einige Stunden später, während des Marsches, fiel mir ein Dutzend weidender Oryx-Antilopen auf. Ich schlich mich auf etwa 300 Schritte heran und eröffnete unter einem Baum das Feuer. Nach den ersten Fehlschüssen setzte sich zu meinem großen Erstaunen die gesamte Herde im Galopp auf mich zu in Bewegung. Ich hatte gerade noch Zeit, neue Patronen einzulegen und das Teleskop abzunehmen, das bei flüchtigem Wild schwer zu benutzen ist, und schoss auf die etwa vierzig Schritte an mir vorbeilaufende Herde. Ein Tier blieb im Feuer liegen; ein zweites zeichnete den Schuss an und flüchtete schweißend. Leider bekamen wir es nicht, da die Nacht hereinbrach und ich zur Rückkehr ins Lager eilen musste. Dass die Oryx nach den Schüssen auf mich zukamen, erkläre ich mir damit,

dass die ersten fehlgegangenen Kugeln, die hinter ihnen einschlugen, sie über die Seite der Gefahr täuschten und sie direkt in die entgegengesetzte Richtung trieben. Der erlegte Oryx war ein sehr großes Tier mit gewaltigen Hörnern von 88 Zentimetern Länge.

Es ist eine gewaltige Antilope, in ihren Bewegungen einem Esel ähnlich; der hohe Vorderbau und der dicke Nacken erinnern an die Gestalt eines Elchs. Die Haut ist von grauer Farbe, unter dem Bauch weiß, mit einem schwarzen Aalstrich über das Kreuz; sie wird von den Einheimischen sehr geschätzt zur Herstellung von Schnüren, Sandalen und Schilden.

Im Lager herrscht große Freude: Grudziński erlegte zwei Oryx, Zamoyski einen Oryx und einen Aul. Wir haben also die Jagd ernsthaft begonnen.

Der letzte Tag des Jahres brachte viele Eindrücke. Am Morgen schloss sich mir ein wilder Einheimischer vom Stamm der Midgan als Führer an, ein Berufsjäger, der neben unserem Lager seine Behausung hatte und sich speziell mit der Jagd befasste. Ein interessantes Individuum namens Boni; er wohnt in einer kleinen Zeriba (Hütte) von etwa zehn Fuß Durchmesser, deren Dach der Himmel ist und deren Wände aus dicht und hoch aufgeschichteten Dornenzweigen bestehen. Er lebt allein, ohne Familie, mit einem Kamel, das ihm alle paar Wochen hilft, Wasser aus dem 15 Meilen entfernten Aware herbeizuschaffen, und das zusammen mit einem gezähmten Strauß seinen ganzen Besitz ausmacht.

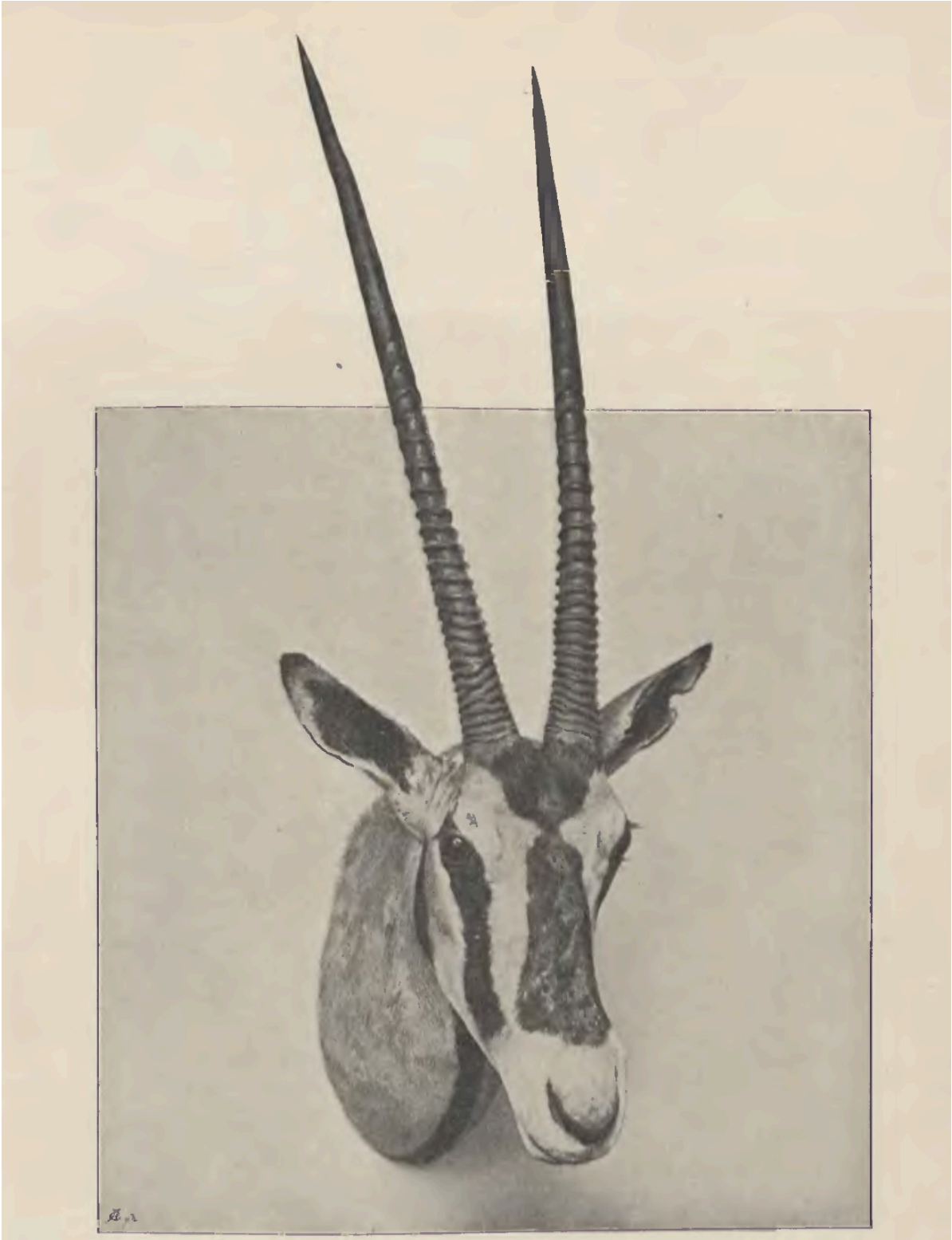
Ammodorcas Clarkei.

Den Strauß fing er als Küken ein, fütterte ihn auf, zog ihn groß und richtete ihn für die Jagd auf seine wilden Artgenossen ab, der er sich wegen der wertvollen Federn widmet. Er jagt so, dass er in Gegenden, die von diesen riesigen Vögeln besucht werden, vor Tagesanbruch einen Hinterhalt bezieht und seinen Zögling frei in den Dschungel entlässt; dieser schließt sich, wenn er seine wilden Verwandten trifft, ihnen an, weidet mit ihnen und führt sie langsam zu der Stelle, wo der Midgan auf sein Opfer lauert. Das ist eine wahre Bauernjagd, die ausschließlich von den Midgan praktiziert wird; ich habe sie zwar nicht in Ausführung gesehen, doch Boni erklärte sie uns selbst, während er seinen zahmen Strauß zeigte.

Aber auch andere Arten der Jagd mussten ihm gelingen, wie außer den Straußenfedern ein Dutzend Oryx-Häute bewiesen, die vor der Zeriba aufgehängt waren, sowie riesige Stücke

Antilopenfleisch, die in der Sonne trockneten. Seine Waffen bestehen aus Bogen und Pfeilen, die er mit unerhörter Geschicklichkeit zu gebrauchen versteht; es ist wirklich erstaunlich, wie dieser wilde Jäger es versteht, sich so nah an das Wild heranzupirschen, um es mit einem Pfeil zu erlegen.

Boni hatte in seinem bisherigen Leben noch nie einen Weißen gesehen. Er betrachtete uns neugierig und wunderte sich über verschiedene Kleinigkeiten, die ich ihm zeigte; am meisten beeindruckten ihn unsere Waffen und die Art ihres Gebrauchs. Unwillkürlich drängt sich mir ein Vergleich zwischen dem Midgan und dem ceylonesischen Wedda auf, von dem ich ein Exemplar – und zwar kein ganz reinrassiges – in Person des Treckers Maduma auf der Paradiesinsel gesehen habe. Ich glaube, dass der echte Wedda noch auf einer primitiveren Stufe der moralischen Entwicklung steht als der Midgan; denn letzterer hat sich durch den ständigen Kontakt mit den Somalis, an die er sich gerne anschließt, mehr assimiliert, während sich der Wedda wie ein Tier vor den Menschen versteckt und seine Verstecke in den wildesten Schluchten des unberührten Dschungels nicht verlässt. Von Natur aus ist der Midgan jedoch schlimmer, hinterlistiger und blutrünstiger als der sanfte Wedda, der niemandem nachstellt und jeden meidet.



Oryx beïsa.

Die jagdlichen Fähigkeiten meines Führers konnte ich beurteilen, als er mit mir auf die Pirsch ging und begann, mich an zwei Oryx heranzuführen, die er mit seinen Adleraugen auf eine unglaubliche Entfernung im Gras und im Gebüsch entdeckt hatte. Bis zur Erde gebeugt, in einer unmenschlichen Position, selbst einem Tier ähnlich, glitt er durch das Gras und zog mich hinter sich her. Bald kroch er wie eine Schlange, bald drückte er sich ganz an den Boden, dann wieder lief er wie ein Panther auf sein Opfer zu. Ich versuchte, mit ihm Schritt zu halten und mich seiner Haltung anzupassen, doch es gelang mir nicht immer, und es war schrecklich ermüdend. Seine Taktik des Heranpirschens an das Wild ließe sich mit dem Anspringen auf einen balzenden Auerhahn vergleichen. Wie man dort

auf das Lied wartet, um vorwärtszuhuschen, so beobachtet der Midgan das Tier, jede kleinste Bewegung, fast die Richtung des Blicks; er nutzt die Sekunde, wenn das Tier sich abwendet, das Haupt senkt oder am Gras zupft, um sich ihm zu nähern. Wenn jedoch die wachsame Antilope in Richtung des Jägers blickt, wartet der Midgan flach am Boden gedrückt, und wenn es eine Stunde dauert, bis das Tier wieder Vertrauen gefasst hat und ruhig weiterweidet.

Indem er sich so heranschlich, brachte er mich ziemlich nah an die Oryx heran, auf etwa 150 Schritte, was in Somaliland eine außergewöhnlich geringe Schussentfernung ist. Den ersten Schuss verfehlte ich; mit dem zweiten Lauf streckte ich ein Tier an Ort und Stelle nieder. Der zweite Oryx begann, anstatt zu flüchten, in großen Kreisen um den am Boden liegenden zu laufen – und auch diesen erlegte ich mit einem glücklichen Schuss mithilfe des Fernrohrs auf die erwähnten 380 Schritte. Die Kugel ins Kreuz lähmte ihn völlig; auf dem Hinterteil sitzend, wie ein angeschossener Keiler, stützte er sich auf die Vorderläufe und blickte mich laut schnaufend bösartig an, bis ihn die zweite Kugel erlöste. Man sagt, dass angeschossene Oryx sich oft auf den Jäger stürzen und mit ihren langen, spitzigen Hörnern gefährlich werden können.

Nachdem ich unterwegs einen Aul-Bock erlegt hatte, kehrte ich zum Lager zurück, als mir ein Bote aus der Zeriba begegnete, der mit ungewöhnlicher Belebung und Aufregung begann, mir lange etwas auf Somalisch zu erzählen. Ich verstand nur das Wort „Libah“ (Löwe) und ahnte, dass in diesem Zusammenhang etwas Außergewöhnliches vorgefallen

sein musste. Tatsächlich traf ich nach einem Augenblick auf Grudziński, Alikhar und eine Gruppe unserer Leute, die im Schatten einer ausladenden Akazie diskutierten. Es stellte sich heraus, dass ein Somali, der am Morgen geschickt worden war, um die an einem Baum aufgehängten Fleischstücke des gestern erlegten Oryx zu holen, einen Löwen erblickt hatte, der sich von ebenjenem Baum davonschlich; offensichtlich wollte er an das Fleisch gelangen, wovon zahlreiche Spuren um den Stamm und Krallenspuren an der Rinde zeugten.

Nach kurzer Beratung entschied Alikhar, das Tier am Tag nicht aufzuscheuchen, da der harte Boden nicht für die Verfolgung der Fährte geeignet war, sondern eine Zeriba vorzubereiten und in der Nacht einen Hinterhalt zu legen, in der Annahme, dass der Löwe zum Fleisch zurückkehren würde.

Alikhar blieb also mit den Leuten unter dem Baum, um die Zeriba zu bauen; wir eilten zum Lager, wohin auch Zamoyski mit vier erlegten Auls zurückgekehrt war. Grudziński

hatte am Morgen ebenfalls eines erlegt, sodass seit gestern sechs Oryx und neun Auls unsere Strecke vergrößerten. Der Nachmittag verging mit dem Präparieren der Trophäen der erlegten Antilopen, und wir verließen das Lager nicht, um durch Schießen den Löwen nicht zu verscheuchen. Wir losten aus: Wer soll zum Anstand gehen?

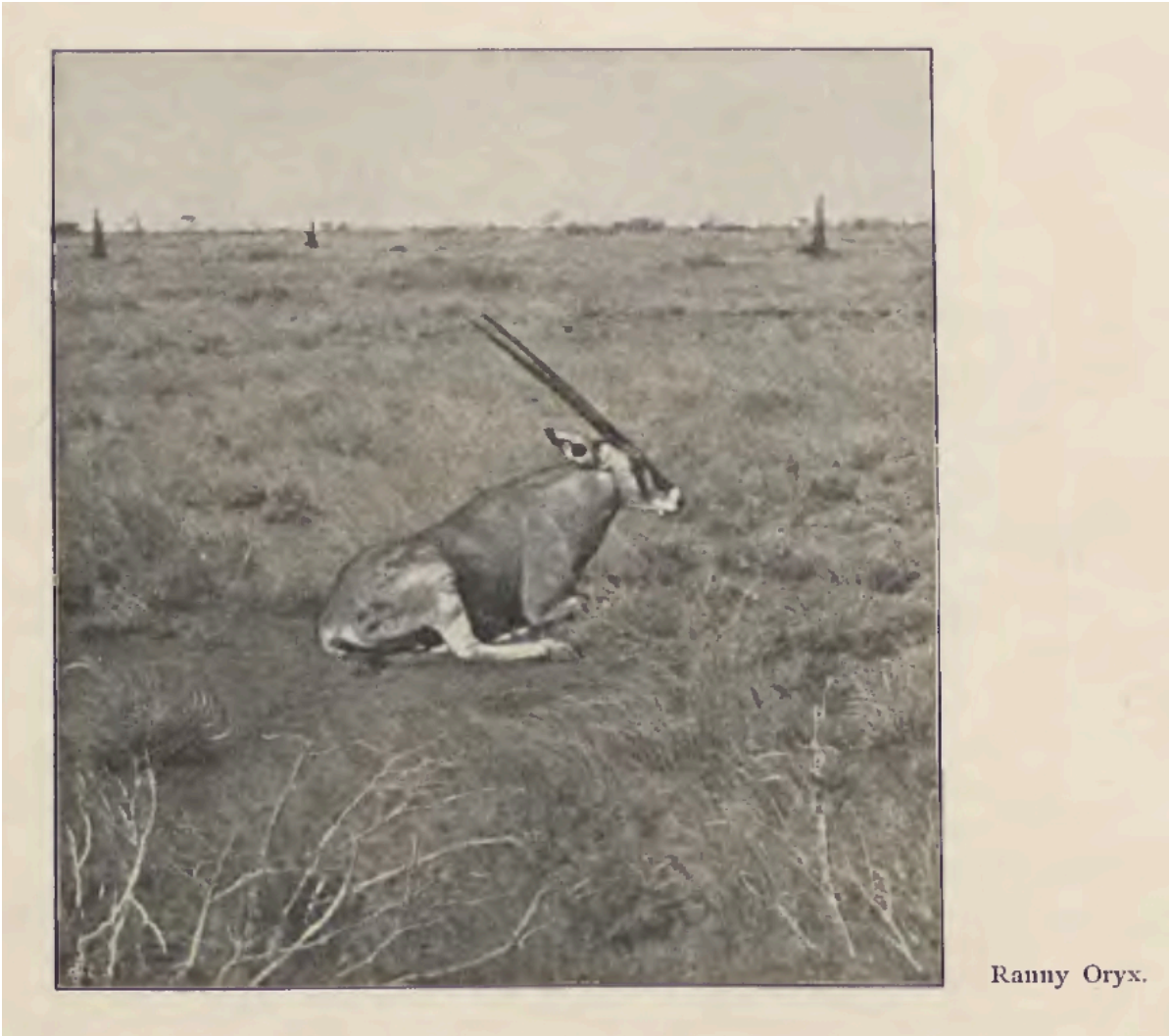
Das Los erwählte mich.

Ich hatte ein originelles Silvester, wie es mir wohl kaum ein zweites Mal im Leben widerfahren wird. Ich verbrachte es in der Zeriba, wohin ich mich vor Sonnenuntergang mit meinen zwei Shikarich (Jagdhelfern) begab.

Die für den Hinterhalt vorbereitete Zeriba ist ein Gehege, breit und lang genug, damit sich zwei oder drei Männer bequem darin auf den Boden legen können. Gebaut aus den Zweigen der dornigen Tamariske, dicht geschichtet bis auf eine Höhe von mehreren Fuß, mit einer handbreiten Schussöffnung. Neben dieser Öffnung legt man Aas aus oder bindet einen Esel als Köder an, so nah, dass man ihn mit der Hand berühren könnte.

Die Sonne ging unter, als ich auf allen vieren in die Zeriba kroch und mich so bequem wie möglich einrichtete; neben mir die zwei Shikari, deren Aufgabe es war, abwechselnd an der Öffnung Wache zu halten. Der Mond ging früh in voller Pracht auf; die Nacht war herrlich und hell, wie sie es nur in subtropischen Zonen im Winter sein kann. Ringsum dehnte sich die offene Ebene aus, ein Ort und eine Nacht wie geschaffen für einen

Hinterhalt. Das arme Eselchen war anfangs unruhig, schrie und zappelte; nach einer Weile jedoch ergab es sich voller Resignation seinem Schicksal und begann, am Gras zu zupfen. Völlige Stille legte sich über die unberührte Natur, nur gelegentlich unterbrochen vom klagenden Geheul eines Schakals oder einer Hyäne oder dem Ruf eines Nachtvogels. Grillen und andere Insekten zirpten fröhlich, genau wie bei uns in einer Sommernacht. Die angeregte Fantasie lässt einen lange nicht einschlafen; die Gedanken eilen weit weg über Meere und Länder...



Ranny Oryx.

Gegen Morgen kühlte es sich stark ab; ich fror trotz der warmen Decke und war froh, als diese lange Nacht endete. Der Löwe kam leider nicht. Der Shikari behauptet, ihn gegen Mitternacht aus weiter Ferne gehört zu haben, doch er näherte sich uns nicht. Vermutlich fand er eine große Menge an Fleischresten der von uns in der Umgebung erlegten Antilopen und suchte, gesättigt durch diesen leichten Braten, keine weitere Beute. Ich überzeugte mich auch durch spätere Erfahrung, dass Vollmondnächte zwar den Zauber dieser Art der Jagd erhöhen, sich jedoch nicht für den Hinterhalt auf schweres Wild eignen, da das Wild in diesen Nächten viel wachsamer und vorsichtiger ist und den Köder meidet, als ahne es den Betrug.

Nach der Rückkehr ins Lager fand ich meine Gefährten vor, die sich bereits für die Morgenpirsch rüsteten. Die Kamele, die losgeschickt worden waren, um Wasser zu holen, kehrten vor Mittag aus Aware mit einem dreitägigen Vorrat zurück. Alikhar gebührt Anerkennung für die hervorragende Organisation der Karawane und die angemessene Berücksichtigung aller Bedürfnisse. Es ist nicht leicht, sich mit einem beträchtlichen Tross von Menschen und Vieh in einem Land zu bewegen, in dem Wasser so selten ist und jede Portion im Voraus genau geplant und abgemessen sein muss.

Unser Lager sieht aus wie eine Schlachterei: Überall hängen riesige Fleischstücke der erlegten Antilopen und trocknen in der Sonnenhitze als Vorrat für die Leute. Unser Nachbar Midgan verlässt das Lager nicht; er amüsiert sich über verschiedene „Wunder", die er bei den Weißen im Gebrauch sieht, und wir amüsieren uns herzlich über seine wahrlich unmenschlichen Grimassen und sein überaus primitives Verhalten. Irgendein Gefährte von ihm, ebenso wild aussehend, gesellte sich auch von irgendwoher aus dem Dschungel dazu. Wir beschenkten beide mit rohem Fleisch, und im Gegenzug erhielt ich von Boni einen Pfeil aus seinem Köcher als Geschenk, bestrichen mit einem tödlichen Gift.

Geier sammeln sich ringsum; die hässlichen, nacktköpfigen Vögel mit den nackten Hälsen haben sich auf den umliegenden Bäumen niedergelassen und blicken gierig auf das Fleisch.

Es scheint sich zu bestätigen, was ich oben über den Löwen vermutete, denn Zamoyski, der im Dschungel an die Stelle kam, wo er gestern zwei Auls erlegt und das Fleisch von einem zurückgelassen hatte, fand heute keine Spur mehr davon vor. Zahlreiche Löwenspuren ringsum wiesen auf den Täter hin; der Löwe trug die Antilope im Maul weg wie ein Hund eine Rebhuhn, schleppte sie in den dunkelsten Dschungel und verschlang sie dort.

Zamoyski schickte zum Lager nach einem schweren Kaliber und machte sich mit seinen Leuten an die Verfolgung; doch bald musste er wegen des Dschungels, der dicht wie eine Wand war, von der Fährte ablassen. Ein gesättigter Löwe sucht kein lebendes Opfer; Grudziński geht dennoch zum Hinterhalt in dieselbe Zeriba, in der ich die letzte Nacht verbrachte.

Die Abendpirsch brachte mir einen Gerenuk-Bock ein, das erste Exemplar dieser schlanken, giraffenartigen Antilope in der bisherigen Sammlung meiner Beute.

Wir haben heute Morgen Dur-Aschilis verlassen, nach einem dreitägigen Aufenthalt, dessen Erinnerung zu den angenehmsten der ganzen Expedition gehört; hier kamen wir nämlich zum ersten Mal mit wildreichen Revieren in Berührung und erlebten die ersten, wenn auch nicht vom Erfolg gekrönten Eindrücke der Jagd auf den König der Wüste.

Nachdem wir unterwegs Grudziński aus der Zeriba abgeholt hatten, der dort die Nacht verbracht und außer Hyänen und Schakalen nichts gehört hatte, zogen wir weiter nach Osten. Gegen Mittag stießen wir auf eine Siedlung von Einheimischen, die erste seit Hergeiza, und schlugen daneben das Lager auf. Ihre Bewohner gehören zu einem der Hauptzweige der somalischen Bevölkerung, den Ogaden-Leuten genannt. Genau hier hatte in der vorgestrigen Nacht jener blutige Überfall stattgefunden, den ich oben erwähnte und bei dem die Bewohner einige Männer sowie eine große Herde Kamele verloren hatten, die von den Angreifern weggeführt worden waren.

Als wir nach dem Frühstück die Siesta im Schatten der Bäume abhielten, erschien der Dorfälteste mit einigen Älteren; nach der üblichen Begrüßung ließen sie sich in der Hocke im Kreis um uns nieder. Ihr Typus ähnelt den bisher getroffenen Somalis, nur sehen sie wilder aus und starrten uns und unsere Gegenstände, da sie nicht an Europäer gewöhnt sind, mit aufdringlicher Neugier an. Ein Weißer kommt selten hierher; seit 1891 hatten sie

keinen mehr gesehen, der letzte soll der Prinz von Orléans in Begleitung von Boris Czetwertyński gewesen sein.

Das Gespräch mit den Gästen über Alikhar als Dolmetscher drehte sich hauptsächlich um die *la nouvelle du jour*, also den letzten Überfall, den Kampf mit den Angreifern und Ähnliches. Schließlich erhob sich einer der Ältesten und hielt eine lange, sehr lebhafte Rede, die eine Bitte und einen Vorschlag enthielt: Ob wir nicht in der Angelegenheit der geraubten Kamele intervenieren könnten und wollten, und ob wir nicht geruhen würden, mithilfe unseres „Einflusses" in Europa etwas zu ihrer Verteidigung gegen ihre schlimmsten, verhassten Feinde zu tun, die Abessinier, die sie mitleidlos ausplündern und berauben. Ich lehnte diese wenig verlockende diplomatische Aktion ab und versuchte ihnen zu erklären, dass wir nur als Reisende und Jäger aus fernen Ländern gekommen seien, die nicht daran denken, sich in lokale Streitigkeiten einzumischen. Bald darauf näherte sich eine neue Gruppe von Menschen, bestehend aus Gesandten eines benachbarten Stammes, die hierher geschickt worden waren, um über die Rückgabe früher von den hiesigen Bewohnern geraubter Kamele zu verhandeln; auch sie baten um eine Intervention, unterstützt durch unsere Snider-Gewehre, und erhielten natürlich die gleiche Antwort wie die ersten.

PODCHÓD DO ANTYLOP.

Dies ist ein interessantes Bild aus dem Leben der nomadischen Bevölkerung, wenn der Angreifer im selben Kreis mit jenen sitzt, die er gestern noch beraubt hat, unsicher, ob ihn morgen nicht dasselbe Schicksal ereilt, aber in diesem Moment unter dem Schutz der Gesetze der Gastfreundschaft und der festen Regeln der gegenseitigen Beziehungen stehend, die bis in die ferne Vergangenheit zurückreichen und seit Jahrhunderten nicht die geringste Änderung erfahren haben.

Über das Wild geben sie ziemlich widersprüchliche Auskünfte. Die einen sagen, dass es viele Löwen gäbe und sie großen Schaden am Vieh anrichteten; andere sagen, dass es nicht mehr als zwei oder drei seien, die in der näheren Umgebung umherstreifen.

Für die heutige Nacht bauen sie eine Zeriba direkt neben der Siedlung; erneut hat mich das Los erwählt, damit ich mein Glück versuche.

An einem seltsamen Ort haben sie mir diesmal die Zeriba gebaut: direkt im Bereich des somalischen Dorfes, sodass die Umzäunung der Siedlung gleichzeitig die Front meiner Zeriba bildete; von hinten deckten sie sie mit Kamelmatten zum Dorf hin ab, und hier sollte ich die Nacht verbringen. Ich ließ mich gegen Abend in einer Wolke unerträglichen Staubes nieder, der von den unzähligen Herden von Kamelen und Schafen aufgewirbelt wurde, die in die Siedlung zurückkehrten, im Lärm und Getümmel der Bewohner, die mit ihrer Hauswirtschaft beschäftigt waren. Das sah nicht nach einem jagdlichen Hinterhalt aus, sondern eher nach einer improvisierten Übernachtung im Winkel irgendeines volksreichen ukrainischen Dorfes. Das Brüllen der Kamele, das Meckern der Ziegen und Schafe begleiteten das Weinen der Kinder und die Schreie der Frauen, und es verging geraume Zeit, bis sich alles beruhigte und in die nächtliche Stille verfiel, in der nur ab und zu das Brüllen eines Rindes oder die Stimme der sich zurufenden Wache einen seltsamen Kontrast zu dem Zweck bildeten, zu dem ich hier die Nacht verbrachte.

Hinterhalte bei Siedlungen sollen am sichersten für den Löwen sein, der gewohnt ist, sich auf der Suche nach Beute an die Gehege heranzuschleichen und die somalischen Speere nicht fürchtet. Diesmal jedoch kam er nicht.

Ziemlich ermüdet nach der nicht sehr bequemen Nachtruhe auf dem harten Boden, kehrte ich bei Sonnenaufgang zum Lager zurück und legte mich ins Bett, um die müden Glieder auszustrecken, als vor 7 Uhr irgendein Einheimischer mit der Nachricht hereinplatzte, dass bei einer anderen Siedlung, eine englische Meile entfernt, frische Spuren zweier Löwen darauf hindeuten, dass sie in der Nacht die Siedlung umkreist und sich gegen Morgen in den Dschungel zurückgezogen haben.

Im Nu war ich wieder auf den Beinen, und wir brachen zu dritt in Begleitung von Alikhar, unseren Shikarich und einem Dutzend Einheimischen auf, zu Fuß und zu Pferd, bewaffnet mit Speeren und Messern. Bald erreichten wir die erwähnte Siedlung, und die Fährtenleser, die auf dem feinen Sand die recht deutlichen, frischen Spuren zweier Löwen aufgenommen hatten, machten sich an die Verfolgung. Schon oft hatte ich im Laufe anderer Ausflüge in ferne Länder Gelegenheit gehabt, die jagdlichen Fähigkeiten und die angeborene Schlauheit verschiedener Einheimischer, Singhalesen oder Hindus, zu

bewundern; die Episode jedoch, die bald darauf folgte, übertrifft alles, was ich bisher in dieser Art gesehen habe.

Die Fährtenleser gingen voran, zur Erde gebeugt, bald auseinanderlaufend und Kreise ziehend, bald sich wieder sammelnd und schnell der Spur folgend, ganz wie Jagdhunde in einer gut geführten Meute. Hinter ihnen schritt zuerst Alikhar, dann Zamoyski, dem das Los den ersten Schuss zugeteilt hatte

PIERWSZE LWY.

strich ich voran, hinter mir Grudziński und ich mit unseren Leuten; an den Seiten schließlich, in einem Abstand von etwa einem Dutzend Schritten auf jeder Seite, jeweils drei bewaffnete Somalier auf flinken Ponys. Hinten wurde ein Ersatzpferd für Alikhar geführt.

Die Spuren waren stellenweise sichtbar, eine größere, eine kleinere; das Gelände eben, offen, mit hohem Büschelgras und niedrigen Sträuchern bewachsen. Wir gingen in dieser Ordnung einige Stunden lang, wobei wir ständig an den Fährten blieben, als plötzlich einer der vorangehenden Eingeborenen einen Schrei ausstieß, wie ein Signal zum Kampf, und in derselben Sekunde stürzten sich die berittenen Somalier mit wildem Geschrei, ihre Speere über den Köpfen schwingend, nach vorn. Die Löwen waren bereits vor uns davongeschossen, und die Reiter hatten die Aufgabe, sie zu überholen, zu umkreisen und aufzuhalten. Alikhar, der sein Pony erreicht hatte, ritt an der Spitze.

Als ich das alles sah, konnte ich mir nicht vorstellen, wie ein paar berittene Männer Löwen, die im Dickicht flüchteten, festsetzen konnten, und obwohl ich von dieser Jagdmethode im Somaliland gelesen hatte, glaubte ich immer noch nicht daran, bis ich mich mit eigenen Augen davon überzeugt hatte.

Die Reiter preschten davon, wir hingegen hatten den Befehl von Alikhar, mit schussbereiten Gewehren in ihre Richtung vorzurücken. Da, in einer Entfernung von einigen hundert Schritten, bildeten die Reiter einen Halbkreis und stellten sich, die Speere nach vorne gestreckt, wie Statuen auf. Alikhar ritt zu uns heran, stieg vom Pferd und erklärte, dass der gestoppte Löwe sich niedergekauert habe und sich im Gebüsch zwischen uns und den unweit stehenden Reitern befinde. Dieser Raum war nicht größer als ein halber Morgen Land. Zamoyski, der den ersten Schuss hatte, ging in der Mitte, Grudziński links, ich rechts, jeder umgeben von seinen Shikarich.

Bis zum letzten Moment zweifelte ich, dass der Löwe vor uns sei; ich ging jedoch vorsichtig voran, ein schweres Kaliber in der Hand, neben mir Ferek mit dem schussbereiten zweiten Gewehr.

Nach dem Lärm und den Schreien trat eine tiefe Stille ein; man hörte nur das vorsichtige Schleichen und den schnellen Atem der vorrückenden Jäger; in den Gesichtern der Leute war zu sehen, dass dies kein Spaß war, dass wir einen gefährlichen Feind vor uns hatten. In solchen Momenten atmet die Brust schneller, jeder Sinn ist angespannt, Erregung schnürt die Kehle zu, doch das Herz muss an seinem Platz bleiben, die Hand ruhig und das Auge klar, nach vorne gerichtet.

Plötzlich bemerkte ich, wie Alikhar, der mit Zamoyski ging, mit dem Speer auf etwas vor sich zeigte; ich hörte einen Schuss, dann ein Brüllen, einen zweiten Schuss, einen wilden Triumphschrei aus den Kehlen der Somalier – der Löwe lag ausgestreckt vor Zamoyskis Füßen. Die erste Kugel hatte er ins Hinterteil bekommen, die zweite, als er sich umdrehte und direkt auf die Jäger losging, in den Kopf – und daran starb er auf der Stelle.

Schwer ist es, die Freude zu beschreiben, die uns erfasste, und das wilde Vergnügen der braven Somalier, die den Löwen so tapfer aufgehalten und umstellt hatten. Kaum hatten wir Zeit, uns von dem Eindruck zu erholen und die prächtige Trophäe zu betrachten, als Alikhar uns wegzog und auf die Fährte des zweiten Löwen führte, der sich beim ersten Getümmel getrennt hatte und sicherlich nicht weit von seinem Gefährten entfernt lag.

Die Fährtenleser, die sich an die Verfolgung machten, bildeten bald einen Kreis und zeigten vor sich auf eine kleine Gruppe von Sträuchern und Gras, in der sich der Löwe befinden musste. Grudziński, dem ich den ersten Schuss überlassen hatte, trat in die Mitte des Halbkreises; wir beide stellten uns zu seinen beiden Seiten auf.

Da ertönte ein kurzes, abgehacktes Brüllen, der Löwe schoss im hohen Gras auf die Jäger zu. Grudziński sah ihn, aber zu weit weg und nicht deutlich genug, und riskierte keinen Schuss. Die berittenen Somalier jagten ihm wie Pfeile hinterher; es vergingen keine paar

Minuten, da hatten sie ihn wieder umstellt, angehalten und zeigten uns eine kleine Stelle hohen Grases, in der das Tier kauerte.

Alikhar, der in solchen Momenten wirklich außergewöhnlich ist, war im Handumdrehen bei Grudziński und ging gemeinsam mit ihm einige Schritte vor, während wir uns wieder an den Seiten aufstellten. Nach einem Moment ertönte ein Schuss, und die Löwin fiel durch Grudzińskis Hand tot um, mit einer Kugel, die wie gezielt zwischen die Augen getroffen hatte.

Ein solches Resultat beim ersten Zusammentreffen mit Löwen hätte ich im Leben nicht zu hoffen gewagt, daher war die Freude meiner Gefährten nicht größer als meine eigene. Unsere Somalier hatten Wunder gewirkt, und diese Art der Jagd, bei der der Jäger zu Fuß, oft im dichten Dickicht, dem gefährlichen Tier Auge in Auge gegenübertritt und alles von kaltem Blut und einer ruhigen Hand abhängt, verdient vor anderen den Namen einer wahrhaft ritterlichen Jagd, eines Kampfes, der eines königlichen Tieres würdig ist.

Beide erlegten Löwen waren keine allzu großen Exemplare, hatten aber ein schönes Fell mit hübschem, glattem Haar. Zamoyskis Löwe maß 2 m 52 cm in der Länge von der Schnauze bis zur Schwanzspitze, Grudzińskis Löwin 2 m 38 cm.

Unsere Rückkehr ins Lager glich an diesem Tag dem Einzug von Triumphatoren, die von einer siegreichen Expedition heimkehren. Die Bevölkerung zweier Siedlungen strömte herbei, um die weißen Schützen – „Frinjie“ (wie sie Europäer nennen) – zu begrüßen. Alikhar, in glänzender Stimmung, auf einem weißen arabischen Schimmelchen, in Kriegsmontur, vollführte somalische „Fantasia“: Mal ließ er das Pferd galoppieren, mal brachte er es auf der Stelle zum Stehen, mal drehte er Kreise. Hinter ihm eine Schar Bewaffneter, zu Fuß und zu Pferd, die aus vollem Hals wilde Kriegslieder sangen, in dem Lärm einer großen Menge älterer Eingeborener und neugieriger Jugendlicher, eskortierte

uns zum Lager, wo unsere Leute, in einer Reihe aufgestellt, uns mit lautem „Hurra“ eine lärmende Ovation bereiteten.

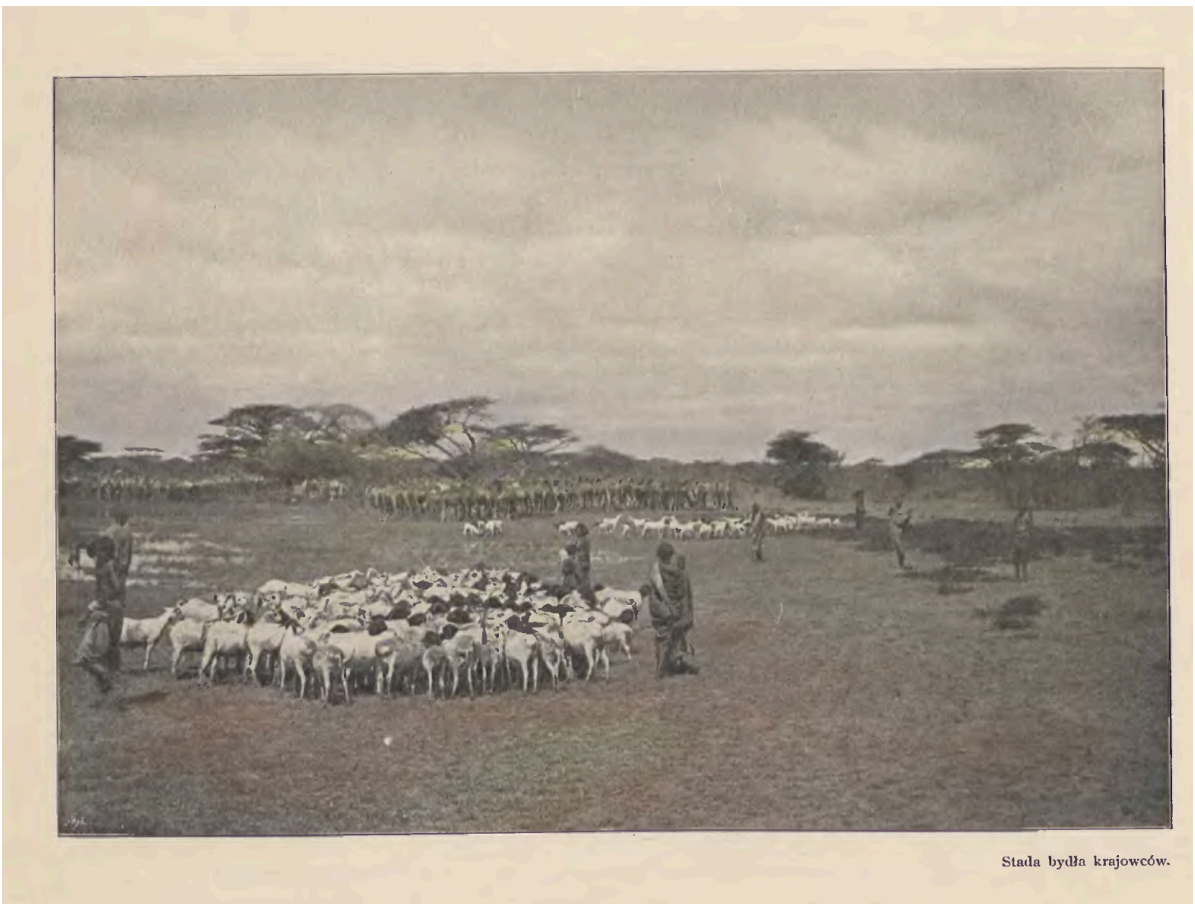
Es hatte einen kriegerischen, ritterlichen, ungewöhnlichen Aspekt, anders als alles, was man bisher gesehen hatte. Es war schwer, sich einem Gefühl echter Rührung beim Anblick des Enthusiasmus dieser Menschen und der ungetrübten Freude zu entziehen, mit der sie unser Glück teilten; die Eindrücke dieses Tages werden für immer im Gedächtnis der Teilnehmer bleiben.

Für den heutigen Abend wurde ein Volksfest mit Tänzen und Gesängen angekündigt; wo Kamelmilch floss und eine ungewöhnliche Spezialität in diesem entlegenen Winkel des Haud – Wasser, das von weitem herbeigebracht und von uns den Eingeborenen abgekauft wurde, um die tägliche Ration unserer braven schwarzhäutigen Gefährten zu vergrößern.

4. Januar.

Der Ort, an dem wir seit gestern lagern, heißt Rabasso. Wir bleiben den heutigen Tag hier, da die Löwenfelle trocknen und ordentlich für den späteren Transport vorbereitet werden müssen. Es kursieren auch Nachrichten über Nashörner in der Gegend. Tatsächlich wurde gegen Mittag eine frische Spur gemeldet. Meine Gefährten machten sich an die Verfolgung, kehrten jedoch nach vier Stunden forcierten Marsches ohne Ergebnis zurück, ohne das Tier eingeholt zu haben.

Anderes Wild gibt es hier nicht, da der Verkehr der Bevölkerung aus den nahen Siedlungen und die riesigen Kamelherden und Rinder, die in einem weiten Umkreis im Dschungel weiden, die Antilopen und jegliches Wild verscheuchen; nur für den Löwen stellen sie eine begehrte Beute dar.



Stada bydła krajowców.

Es ist ein interessanter Anblick, wenn die Eingeborenen morgens ihre Herden aus den nächtlichen Pferchen auf die Weide treiben. So weit das Auge reicht, wimmelt es auf der weiten Ebene von großen Kamelhaufen, meist Stuten mit komisch aussehenden Kamelfohlen an ihrer Seite; eine Schnur zieht sich nach der anderen, eine Schafherde folgt der nächsten in einer unermesslichen Reihe. Bewaffnete Männer begleiten und bewachen sie den ganzen Tag im Dschungel.

Auf bis zu viertausend Köpfe schätzt man die Kamelherde, die das Eigentum der hiesigen Siedlungen bildet; von diesen weiden die Weibchen im Dschungel, während die Männchen meist mit dem Transport von Wasser beschäftigt sind, das einige oder ein Dutzend Meilen entfernt ist. Es ist ihr einziger Besitz, das einzige Gut, das die Bewohner besitzen, die einzige Quelle des Unterhalts und des Lebensschutzes. Das Kamel gibt ihnen Milch – oft die einzige Nahrung der Eingeborenen –, Fleisch, Haut, erleichtert den Transport von einem Ort zum anderen und stellt schließlich eine Tauschware dar, die jederzeit zu Geld gemacht oder gegen andere Artikel eingetauscht werden kann. Auch ihre gesamte Existenz haben die Somalier den Kamelen angepasst; sie ziehen mit der Herde dorthin, wo die Weide besser ist oder frischer Regen gefallen ist, und oft findet man morgens keine Spur mehr von der Siedlung, die noch am Abend vor Bewegung und Menschen wimmelte. Die Kamelrücken tragen sie einige oder ein Dutzend Meilen weiter, und so geht es das ganze Jahr im Kreis: Auf der Wanderung von Ort zu Ort vergeht das Leben des Somaliers. Manchmal schleicht sich ein Nachbar heran, greift an, Blut fließt, und der Sieger flieht, die geraubten Herden vor sich hertreibend, und kehrt in seine Siedlung zurück, um sie vielleicht leer und vom nächsten Nachbarn geplündert vorzufinden. Dann folgen lange Verhandlungen zwischen den Parteien, man paktiert über die Rückgabe der Beute, legt Bußgelder für getötete Menschen und die Höhe des Lösegeldes fest, schickt Boten zum feindlichen Stamm, und nicht selten, wie ich selbst gesehen habe, sitzt der Angreifer im Kreise derer, die er in der vorangegangenen Nacht beraubt hat. Doch kein Haar wird ihm gekrümmt, man bietet ihm Gastfreundschaft an, speist ihn und tränkt ihn mit Kamelmilch, solange er als Bote in ihrer Mitte verweilt.

Dies sind die Hauptmomente im Leben eines Somaliers. Alles wird hier von einem uralten Recht regiert, ungeschrieben, in keinem Kodex enthalten und von keinem Tribunal diktiert, und dennoch seit Jahrhunderten im ganzen Land, wo Somalier wohnen, heilig befolgt und ausgeführt. Es ist ein ehrliches Volk, ritterlich, kriegerisch und mutig; seine Hauptfehler sind, wie allgemein bei allen Nomaden – Faulheit und Nachlässigkeit.

W POŚCIGU ZA LWEM.

In ihrem täglichen Leben verrichtet die Frau die gesamte Arbeit des Haushalts; sie ist es, die die Jurte aus Kamelmatten aufstellt, sie wieder auf den Rücken des Kamels packt, sich um die Kinder und die gesamte Habe kümmert, die Kamel melkt, den Pferch baut, das Essen zubereitet usw. Die Männer sitzen derweil mit ihrer unzertrennlichen Waffe und einem Stöckchen im Mund, mit dem sie sich ständig die Zähne putzen, im Halbkreis im Schatten eines nahegelegenen Baumes und führen angeregt und lautstark Diskurse über den neuesten Überfall, Raub oder die Jagd; wenn sie diese Themen erschöpft haben, singen sie langgezogene, seltsame Lieder, mal melodisch, mal wild, immer traurig.

Der Mann tritt in seiner eigentlichen Rolle im Kampf oder auf der Jagd auf, wo Gefahr droht, oder in wichtigen Momenten des Kamelhandels; die gesamte Arbeit liegt auf den

Schultern der Frau. Sehr hässlich sind die armen Somalierinnen, vorzeitig verwelkt und erschöpft; man sieht ihnen an, dass sie eine untergeordnete Rolle in ihrer Gesellschaft spielen. Jeder Jüngling schikaniert sie und schließt sich den Älteren an, während er sich vor jeder Arbeit drückt.

5. Januar.

Nach einem Tag Ruhe wieder ein Tag voller Emotionen. Wir brachen noch bei Dunkelheit von Rabasso auf und zogen auf dem Kamelpfad nach Darror, wobei wir der Karawane um einige hundert Schritte vorauseilten. Gegen 8 Uhr bemerkte ein vorangehender Somalier im roten Sand quer über den Pfad eine frische Löwenfährte. Wir warteten auf die Karawane, holten die schweren Kaliber aus den Futteralen und machten uns mit Alikhar, vier Männern als Fährtenlesern und zwei Ponys an die Verfolgung. Diesmal war ich mit dem Schuss an der Reihe; ich ging als Erster.

Wir kamen zügig voran, da der feine, rosa Sand das Spüren erleichterte. Das Gelände war in etwa der Gegend ähnlich, in der wir vorgestern das Zusammentreffen mit den Löwen hatten: eben, offen; in der Ferne zeichnete sich die Linie eines dunklen, dichten Dschungels ab.

Alikhar und mein Sais Mohammed eskortierten uns beritten an den Seiten. Nach einem dreistündigen Marsch schoss der Löwe etwa 60 Schritte vor mir davon; ich sah ihn deutlich, aber nur kurz, da er mit riesigen Sätzen schnell im Gebüsch verschwand. Die Reiter preschten in ihrer gewohnten Weise mit Geschrei hinterher, doch ob sie die Richtung verloren oder ob es am Dschungel lag, der an dieser Stelle dicht zu werden begann – sie konnten den Löwen nicht aufhalten; er entschlüpfte ihnen in den Sträuchern.

MÓJ PIERWSZY LEW.

Es begann ein weiteres Spüren, das immer schwieriger wurde, da der Dschungel dichter und der Boden hart und mit Gras bewachsen war. Die Fährtenleser, zum Boden gebeugt, mit angestrengtem Blick nach unten, suchten ständig die Spur, verloren sie und fanden sie wieder, wobei sie durch Fingerschnippen signalisierten, dass sie wieder auf der Fährte waren. Dies dauerte vier mühsame Stunden, mitten am Mittag, in der höllischen Glut der brennenden Sonne. Endlich begann der Dschungel sich zu lichten, wir kamen wieder auf offenes Gelände, das mit kurzem Gras bewachsen war.

Das Tier konnte nicht weit vor uns sein; vom Trott verfiel es in Galopp entlang eines sandigen Pfades, wo es leicht zu spüren war. Auch die Leute beschleunigten ihren Schritt. Alikhar rief ihnen vom Pferd aus ständig zur Eile zu. Wieder verging eine Stunde dieser originellen „par force"-Jagd auf den Löwen, als die Reiter uns überholten, obwohl sie das Tier bisher nicht zu Gesicht bekommen hatten, und galoppierten in der von ihm gewählten Richtung davon, in der Hoffnung, ihn vielleicht zu erblicken und zu überholen. Die Somalier zu Fuß mit ihren Speeren eilten ihnen wie Hirsche hinterher; ich jedoch, der ich nicht mit ihnen Schritt halten konnte, blieb etwas zurück, und meine Gefährten noch weiter hinter mir.

Nach einem Moment hörte ich Schreie und Rufe, und so schnell ich rennen konnte, erblickte ich weit am Horizont die Silhouetten der unbeweglich stehenden Reiter und neben ihnen die postierten Leute. Der Löwe musste dort sein.

Osman und Ferek rannten voraus. Ich rannte hinter ihnen her, so gut ich konnte, obwohl mir der Atem stockte und das Bein, an dem ich seit einigen Tagen etwas litt, zu schmerzen begann. Als ich schließlich bei den Reitern ankam, schrecklich außer Atem und keuchend, packte mich Alikhar fieberhaft und zeigte auf etwas Gelbes im Gras, etwa 60 Schritte entfernt, zwischen zwei Reitern.

Ich erblickte einen fahlen Punkt, der aus dem hohen Gras hervorragte; das Herz klopfte noch stärker, mich überkam das Jagdfieber, von dem ich mich leider trotz langer Praxis in diesem Fach nicht befreien kann – und ich schoss einmal und ein zweites Mal. Der Löwe, nach dem zweiten Schuss verfehlt, preschte davon und knurrte heiser. Die Reiter ließen ihn jedoch nicht entkommen, überholten ihn sofort und stellten ihn. Er kauerte sich wieder in einen Busch, doch diesmal verkroch er sich so tief im Gras und Dickicht, dass es unmöglich war, ihn auszumachen.

Wir umgingen den Busch und stellten uns schließlich, etwas unsicher über das weitere Vorgehen, in einer Linie gegenüber dem Busch auf: ich in der Mitte, Grudziński rechts, Zamoyski links, neben mir Alikhar, hinter uns schließlich eine Gruppe unserer Leute und Shikarich, die außerordentlich unruhig und aufgeregt waren.

Da schlug jemand vor, in den Busch zu schießen, und einer der Männer feuerte aus einem Karabiner; er verstand es jedoch nicht, so zu schießen, denn die Kugel schlug im Boden ein, ohne den Busch zu erreichen.

Damals griff Zamoyski nach einem meiner Stutzen, soweit ich mich erinnere aus den Händen Fereks, und schoss direkt in den Busch.

In demselben Moment brach der Löwe mit einem höllischen Gebrüll aus seinem Versteck hervor und stürzte direkt auf uns zu. Ich schoss nur einmal auf den Stich, da ich den zweiten Hahn nicht gespannt hatte, und bevor ich dies tun konnte, war der Löwe bereits über uns, und in der schrecklichen Verwirrung konnte ich keinen zweiten Schuss platzieren. Die Leute stoben mit Geschrei auseinander, der Löwe brach zwischen uns durch, rannte einen Schritt an Zamoyski vorbei, nach dem er die Tatze ausstreckte, ihn aber glücklicherweise nicht erwischte, raste in Sätzen weiter und verschwand bald im Gebüsch.

Darror.

8-go stycznia.

Wir stürzten uns hinterher, und nach einem Moment erblickte ich ihn, wie er sich, schwer verwundet von meiner Kugel, langsam im Gras voranschob. Ich schoss erneut auf ihn, woraufhin Zamoyski ihn im Feuer hielt, doch das zähe Tier schaffte es aufzustehen und sich in einen dunklen Busch zu schleppen. Wir schossen noch einige Male, auf jeden Schuss antwortete er uns mit Brüllen, bis schließlich das aufgescheuchte Tier den Kopf herausstreckte und, von einer Salve Kugeln begrüßt, tot zusammenbrach.

Es war ein prächtiges Exemplar, ein Männchen, leider ohne Mähne, die man bei Löwen im Somaliland, besonders im Haud, ohnehin nur selten antrifft. Meine erste Kugel, der ich ihn verdanke, traf ihn auf den Stich in die linke Schulter, Zamoyski traf ihn in die Kammer. Ein wahres Wunder, dass das durch die ganztägige Verfolgung und die Schüsse gereizte Tier, das direkt in den Haufen von Leuten raste, niemanden verletzte; zum Glück geschah es an einer offenen Stelle und die Leute konnten auseinandergehen. Am nächsten passierte der Löwe Zamoyski, der sich in einer unangenehmen Lage befand, denn nachdem er einmal mit meinem Express wirkungslos in den Busch gefeuert hatte, blieb er im Moment, als das Tier heraussprang, ohne Waffe, und bevor ihm der Shikari das schwere Kaliber mit ungespannten Hähnen reichte, das sich zudem in diesem Moment, als es irgendwo hängen blieb, von selbst öffnete – war der Löwe schon fast über ihm. Grudziński wurde in dem Moment, als er schießen wollte, versehentlich der Lauf hochgeschlagen, was den Schuss verhinderte. Ich wiederum hatte den zweiten Hahn nicht gespannt, da mich der Büchsenmacher gewarnt hatte, nicht beide Hähne gleichzeitig zu spannen, da bei dem schweren Kaliber mit der riesigen Pulverladung durch die Erschütterung beide Läufe losgehen könnten – und so war es für den zweiten Schuss dann zu spät.

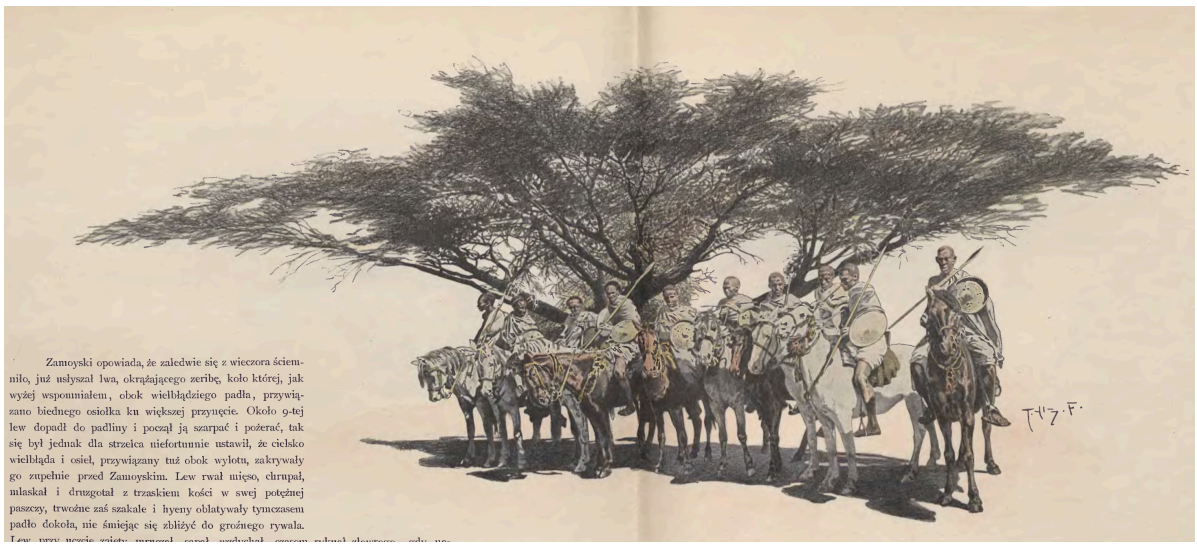
Das ganze Ereignis dauerte ein paar Sekunden; ich werde Gott ewig danken, dass wir alle heil aus diesem Unternehmen herausgekommen sind.

Der Löwe war, wie oben erwähnt, durch die stundenlange Verfolgung wütend und wollte offensichtlich mit einem Angriff *à fond* auf seine Verfolger Schluss machen. Zum Glück landete seine Haut, ein prächtiges Exemplar von 3 m 5 cm, die wir über das Pony gehängt hatten, mit uns im Lager, das in der Zwischenzeit auf halbem Weg nach Darror aufgeschlagen worden war. Elf Stunden waren wir an diesem Tag ohne Essen und Wasser, das wir in der Eile vergessen hatten mitzunehmen.

Osada krajowców z mat wielbłądzich.

Am Ufer eines kleinen Sees, zu dem die Löwen nachts zum Trinken kommen sollen, wurde eine **Zeriba** (Dornenwall) errichtet. Zamoyski sollte sich dort an einem lebenden Köder auf die Lauer legen, da gestern Abend gemeldet wurde, dass ein Löwe im Dschungel ein Kamel gerissen habe. Wir brachen heute Morgen in einer großen Eskorte unserer Leute sowie zu Fuß und zu Pferd befindlicher Einheimischer, die sich uns angeschlossen hatten, auf den Räuber auf. Schon von weitem zeigten uns Scharen von Geiern, die in der Luft kreisten oder auf schirmartigen Akazien saßen, den Ort an, an dem sich gestern das blutige Dschungeldrama abgespielt hatte.

REZULTAT JEDNEJ NOCY.



Zamoyski opowiada, że zaledwie się z wieczora ściemniło, już usłyszał lwa, okrążającego zeribę, koło której, jak wyżej wspomniałem, obok wielbłądziego padła, przywiązano biednego osiołka ku większej przynęcie. Około 9-tej lew dopadł do padliny i począł ją szarpać i pożerać, tak się był jednak dla strzelca niefortunnie ustawił, że ciekło wielbłąda i osieł, przywiązany tuż obok wylotu, zakrywały go zupełnie przed Zamoyskim. Lew rwał mięso, chrupał, mlaskał i drugotał z trzaskiem kości w swej potężnej paszczy, trwożne zaś szakale i hyeny oblatywały tymczasem padło dokoła, nie śmiejąc się zbliżyć do groźnego rywala.

Das arme Kamelvieh lag ausgestreckt unter einem Baum in einer Blutlache, aufgebläht und schrecklich anzusehen, aber fast unberührt. Entweder war der Löwe bereits gesättigt, oder die Menschen hatten ihn sofort verscheucht; jedenfalls kehrte er während der Nacht nicht zum Fleisch zurück. Die Geier wiederum hatten sich, als respektierten sie das Eigentum eines mächtigen Monarchen, bisher noch nicht an dem Aas vergriffen. Das niedergetretene Gras ringsum deutete darauf hin, dass sich das arme Tier verzweifelt gewehrt hatte, bevor es schließlich unter den Löwenkrallen fiel. Es hatte nur eine einzige breite Wunde im Nacken.

Es gab so viele Löwenspuren ringsum, dass unsere Fährtenleser trotz all ihrer Geschicklichkeit und Erfahrung nicht klug daraus werden konnten. Wir irrten einige Stunden hinter ihnen durch den Dschungel, doch jede Spur, die vom Kamel wegführte, kehrte mehr oder weniger an denselben Ort zurück: Der Löwe hatte das Opfer in der Nacht wohl umkreist, aber wo er sich jetzt verborgen hielt, war unmöglich aufzuspüren. Schließlich riet Alikhar, die Suche aufzugeben und eine Zeriba beim Kamel zu bauen, ergänzt durch einen Esel als Köder. Zamoyski wählte diesen Platz für die Nacht, während Grudziński sich in der zweiten Zeriba am See niederließ.

»Fantazyn somalijska«.

Ich blieb allein im Lager und amüsierte mich beim Anblick der tanzenden und singenden Somalis, sowohl aus unserer Karawane als auch aus einer nahe gelegenen Siedlung, die unser Lager in großer Zahl besuchten. Seltsam, mit nichts anderem dieser Art vergleichbar, sind die Klänge ihrer Lieder – eine seltsame Mischung aus Barbarentum mit einem Hauch von Kultureinfluss einer höheren Rasse. Welch ein Unterschied zwischen ihrem Gesang und dem monotonen Singsang der Hindus oder dem tierischen Geheul der Singalesen, das unaufhörlich vom betäubenden Dröhnen der Tamtams begleitet wird! Die Somalis klatschen in die Hände und springen um das Feuer herum, doch ihr Lied ist melodisch, ernst, manchmal fast schön wie ein Kirchenchoral. In den Bewegungen bricht der wilde Galla durch, doch im Lied und seinem Klang sind Einflüsse einer höheren Rasse zu spüren.

Z nad brzegów jeziorka w Darror.

10. Januar

Grudziński kehrte aus der Zeriba zurück, ohne auf etwas gewartet zu haben; von der Seite des Waldes, wo Zamoyski auf der Lauer lag, hörte die Wache nach Mitternacht zwei Schüsse. Es war noch dunkel, als ich mit Alikhar dorthin eilte, und gerade als sich der Rand der roten Sonnenscheibe hinter dem Horizont hervorschob, erreichten uns die fröhlichen Rufe und Lieder der Zamoyski begleitenden Shikaris – ein Zeichen für Beute, und zwar keine geringe!

Bald darauf erblickte ich einen prächtigen Löwen, der unweit der Zeriba ausgestreckt lag. Daneben lagen zwei Hyänen, hässliche und abscheuliche Tiere, die ebenfalls den treffsicheren Kugeln meines Gefährten zum Opfer gefallen waren. Zamoyski erzählte, dass es schon am Abend dämmerte, als er einen Löwen sah, der die Zeriba umkreiste, an der, wie erwähnt, neben dem Kamelaas ein Esel angebunden war. Gegen 9 Uhr erreichte der Löwe das Aas und begann es zu reißen und zu fressen, doch er war für den Schützen so ungünstig positioniert, dass der Körper des Kamels und der direkt daneben angebundene Esel ihn fast vollständig vor Zamoyski verbargen. Der Löwe riss Fleisch, krachte, schmatzte und knurrte zeitweise heiser in seinem mächtigen Rachen, während Schakale und Hyänen unterdessen das Aas umkreisten, ohne es zu wagen, sich dem drohenden Rivalen zu nähern.

Zamoyski schoss später auf eine der Hyänen, hielt sie fälschlicherweise für einen zweiten Löwen, und diese blieb mit einem Blattschuss auf der Stelle liegen. Am frühen Morgen

erlegte er die zweite.

11. Januar

Fortsetzung des Aufenthalts in Darror. Um die Zeit zu verkürzen, besuchte ich morgens mit dem Gewehr den Ort, an dem Zamoyski gestern den Löwen erlegte. Vom Kamel, dem Löwen und den zwei Hyänen gab es keine Spur mehr: Was die Hyänen nicht weggeschleppt hatten, erledigten die Geier. Unzählige Scharen dieser Vögel saßen schwer auf den nahen Bäumen und verdauten das Festmahl. Unterwegs verfehlte ich eine Clarke-Antilope.

PRZY ZERIBIE.

Wir verließen heute Darror nach vier Tagen Aufenthalt und ziehen in südlicher Richtung nach Farfanier. Die Gegend ist immer noch gleich; man kann sagen, dass sich ihr Aussehen seit Hargeisa bis auf wenige Ausnahmen nicht verändert hat. Niedrige Mimosensträucher, Aloe und Sansevieria ziehen sich in einem ununterbrochenen Band dahin. Das Auge findet keinen Ruhepunkt; es wird durch die eintönige, gelb-blaue Farbe der von der Sonnenhitze verbrannten Vegetation ermüdet. In einem zehnstündigen Marsch legten wir heute 40 Kilometer zurück.

12. Januar

Den heutigen Tag kann man als den Tag des Antilopen-Gemetzels bezeichnen. Grudziński brachte einen prächtigen Oryx, Zamoyski einen Oryx und eine Aul-Antilope, und ich erlegte eine fünfte Aul. Den nächsten Tag widmeten wir weiterhin der Antilopenjagd. Zamoyski tötete vier, und Grudziński gelang es, ein Exemplar der äußerst seltenen Clarke-Antilope zu schießen.

Wundervolles Wetter begünstigt uns; bis zum Mittag ist der Himmel außergewöhnlich bewölkt, was vor allzu großer Hitze schützt. Wir beobachten zum ersten Mal in diesen grenzenlosen Prärien das interessante Phänomen des Flimmerns der Luft.

15. Januar

Wir dringen in verbrannte Dschungelgebiete vor. Soweit das Auge reicht, hat ein schreckliches Feuer alles verschlungen; das verkohlte, schwarze Gras hebt sich düster vom roten Boden der verwüsteten Erde ab. Wir erreichten Farfanier nach zwei und einem halben Tag, also fünf Märschen. Farfanier ist Darror völlig ähnlich. Im Schatten einer Baumgruppe ein See, also eine Pfütze aus fauligem, grünlichem Wasser, umgeben von Kamelherden und Vieh.

Farfanier.

17-go stycznia.

17. Januar

Die dritte Nacht verbringe ich in Somaliland unter freiem Himmel auf der Lauer, beim Esel. Der Löwe hat leider wieder die Hoffnungen enttäuscht und sich nicht gezeigt. Nur Hyänen und Schakale umkreisten den Esel.

Am Nachmittag platzte jedoch ein berittener Bote aus der Gegend von Hodajn mit der Nachricht herein, dass ein Löwe im Dschungel ein Pferd gerissen habe und eine Zeriba auf einen der Jäger warte. Das Los fiel auf Grudziński. Ich selbst machte mich gegen Abend auf einen Spaziergang durch den Dschungel.

18. Januar

Wieder verbrachte ich die Nacht in der Zeriba, doch der Esel rettete erneut seine Haut. Unsere Leute, die zur Erkundung nach Süden geschickt wurden, kehrten heute Morgen zurück und berichteten, dass sie am letzten, am tiefsten im Dschungel gelegenen Teich frische Elefantenspuren gesehen haben.

Wir brechen das Lager ab und verlegen es 8 Meilen weiter südlich nach Combesi. Es besteht nun Hoffnung für den morgigen Tag. Es scheint, wir sind endlich in guten Revieren für das stärkste Wild angekommen; es mangelt auch nicht an zahlreichen Spuren von Nashörnern.

Einige Ogaden-Leute erzählen, dass in der Nähe ihrer Siedlung ein Löwe („Man-eater“) zum Schrecken der Gegend geworden ist und bereits etwa ein Dutzend Menschen der blutrünstigen Bestie zum Opfer gefallen sind. Wir versprechen den Einheimischen Belohnungen für nähere Informationen über diesen menschenfressenden Löwen.

Z okolic Hajdoko.

23-go stycznia.

Wir legten uns auf die Lauer, als vor Mitternacht gemeldet wurde, dass am frühen Abend wieder eine große Elefantenherde zur Tränke gekommen war, an der wir gestern gewesen waren, und nachdem sie ihren Durst gestillt hatte, sich in den Dschungel zurückzog.

Die aufgehende Sonne fand uns bereits am Teich, an dem, wie in den Schlamm gedrückte Gruben, die frischen Spuren der riesigen Dickhäuter zu sehen waren. Wir nahmen die Verfolgung der Herde im Gänsemarsch auf. Zamoyski ging als Erster hinter dem Führer, hinter ihm seine Leute, ich, am Ende Alikhar, der uns in wichtigen Momenten immer begleitet.

Plötzlich riss Zamoyski dem Shikari den schweren Stutzen aus der Hand: Die monströsen Gestalten eines Nashorns blitzten im Gebüsch auf. Er schoss zweimal, verfehlte aber in der Eile auf eine Entfernung von etwa 60 Schritten.

Zum ersten Mal in meinem Leben sah ich heute ein Nashorn.

Nach diesem recht emotionalen Vorfall nahmen wir erneut die Fährte der Elefanten auf. Sie hatten einen erheblichen Vorsprung vor uns; die Herde hatte sich in mehrere Richtungen aufgeteilt. Das teils felsige Gelände und das dunkle Dickicht erschwerten das Spüren. Der Dschungel, dicht wie eine Wand, wurde immer undurchdringlicher; zwischen Mimosensträuchern und Sansevierien verstreut, erschweren zahlreiche Milchbäume mit phantastisch verdrehten Ästen das Durchkommen; umgestürzte Stämme und zerbrochene Äste markieren die Durchlässe der Dickhäuter, die einzigen Pfade, auf denen man in dieser Urwaldwildnis vorankommen kann.

Nach fünf Stunden Marsch erreichten wir die Elefanten. Zuerst hörte ein vorangehender Somali ein Geräusch, das von ihnen stammte, einige Dutzend Schritte vor uns, ein Laut wie Schnarchen oder das Einziehen von Luft mit dem Rüssel. Leider hatten wir ungünstigen Wind, und diesem in der Elefantenjagd überaus wichtigen Umstand ist es

zuzuschreiben, dass wir uns den Elefanten nicht auf Schussweite nähern konnten: Sie witterten uns und stoben davon.

Es waren nur zwei große Tiere; eines sah ich recht deutlich, wie es seine riesigen Ohren wie Segel aufstellte und im Trab davonjagte; das zweite entwich, völlig vom Dickicht verdeckt. Zamoyski sah auch das erste, aber da er nur das Hinterteil und das Hinterhaupt sah, riskierte er keinen Schuss.

Etwas niedergeschlagen durch das unglückliche Ergebnis der ersten Begegnung mit Elefanten in Afrika, kehrten wir ins Lager zurück.

Es war niemandes Schuld; höchstens vielleicht, dass unsere Führer etwas zu unvorsichtig und hitzig an die Elefanten herangingen, ohne ausreichend auf die Windrichtung zu achten. Ich erinnerte mich an ähnliche Momente auf Ceylon und merkte, dass die Singalesen es verstehen, mit größerer Übung und Vorsicht an das Wild heranzuführen, da sie offensichtlich in dieser Art der Jagd besser geschult sind.

Wir kehrten am Abend nach einem 13-stündigen Marsch ins Lager zurück, der nur durch eine kurze und bescheidene Mahlzeit aus einigen Zwiebäcken und einer Flasche Apollinaris unterbrochen worden war.

Vor dem Zelt fanden wir Grudziński über der frisch aufgespannten Haut einer prächtigen Löwin, die er letzte Nacht aus der Zeriba erlegt hatte. Er erzählte, dass zwei Löwen die Zeriba umkreisten, aber nach dem Schuss auf den ersten der zweite nicht näher kam. Den ganzen nächsten Tag jagte er ihn, vermutlich den Gefährten der erlegten Löwin. Dank der offenen Umgebung spürte er ihn auf der Fährte auf. Fünfmal stellten ihn berittene Somalis im Gebüsch, doch jedes Mal entwischte er in einem solchen Dickicht, dass er ihn nicht aufs Korn nehmen konnte; zudem schloss sich eine ungebärdige Horde wilder Ogaden-Leute dem Gefolge unseres Gefährten an und verdarb, angeblich in der Absicht zu helfen, die Jagd so sehr und stellte sich immer so um den Ort herum auf, an dem der Löwe lauerte, dass sie das Tier mit unnötigen Schreien verscheuchte und den Jäger am Schuss hinderte.

21. Januar

Wir verließen vor vier Tagen Gembesi und zogen mit einem kleinen Teil des Trosses, einigen Kamelen sowie einem unentbehrlichen Vorrat an Proviant und Wasser tief in den Dschungel, in das Herz der wildesten Dickichte, den bevorzugten Revieren von Nashörnern und Elefanten. Das Aufschlagen des Lagers inmitten der Schlupfwinkel der Tiere erleichtert die Jagd sehr, da man keine Zeit mit langen Märschen vom und zum Lager verliert.

Uns umgibt die grenzenlose Weite der Urwaldwildnis, die bisher noch nicht vom Fuß eines europäischen Jägers berührt wurde. Unweit der Zelte kreuzen sich im roten Sand zahlreiche Nashornfährten und Spuren vorbeiziehender Elefanten, sichtbar an zerknickten Stämmen und ausgerissenen Ästen der Milchbäume.

Unser Lager, winzig im Vergleich zum üblichen Tross, ist auf einer kleinen Lichtung aufgeschlagen, umgeben von einem Ring aus dunklem Dschungel. Das Vieh kommt hierher nicht, die Einheimischen meiden die unzugängliche Wildnis, eine menschliche Siedlung gibt es im Umkreis von Dutzenden Meilen nicht; der Dickhäuter allein ist der Herr und unumschränkte Gebieter dieser Dickichte.

Der erste Tag verging ohne besondere Ereignisse. Ich ging den ganzen Tag frischen Nashornfährten nach; ich erreichte eines, doch es stob in einem solchen Dickicht vor mir davon, dass ich es nicht erblicken konnte.

Am nächsten Tag machte ich mich im Morgengrauen wieder für den ganzen Tag in den Dschungel auf. Nachdem ich gleich nach Sonnenaufgang eine frische Nashornfährte aufgenommen hatte, folgte ich ihr, mit Ausnahme einer halbstündigen Siesta, bis 3 Uhr nachmittags. Da hielt Osman, der vorausging, inne, deutete auf die sinkende Sonne und fragte, ob es nicht Zeit sei umzukehren. Ich entgegnete, dass wir noch eine halbe Stunde suchen und dann den Rückzug antreten würden. Ich hatte das letzte Wort noch nicht ausgesprochen, als ich plötzlich vor mir die Gestalten eines riesigen Nashorns sah, das sich im hohen Gras und Gebüsch bewegte. Bevor ich den Stutzen aus Osmans Händen nehmen und den Hahn spannen konnte, verschwand das halbe Tier im Dickicht hinter Bäumen; ich schoss zweimal, das Tier preschte in Sätzen davon, dahinter blitzte ein zweites Stück auf – und das war alles, was ich von ihnen sah. Ich hatte gefehlt; vermutlich blieben die Kugeln in den Ästen des Baumes stecken, der mir das Wild verdeckte. Ich fand keinen Tropfen Schweiß.

Etwas niedergeschlagen kehrte ich an diesem Tag ins Lager zurück; auch meine Gefährten kamen mit leeren Händen zurück, ohne überhaupt Wild getroffen zu haben.

Nashörner gibt es hier genug, aber im Verhältnis zu dem riesigen Gebiet, in dem sie sich bewegen, ist ihre Dichte nicht groß. Das Fährtenlesen auf einem Boden, der oft hart wie Stein, ja sogar steinig ist, ist äußerst mühsam und erfordert viel Zeit, Mühe und vor allem beharrliche Geduld. Alte und frische Fährten kreuzen sich, laufen zusammen, gehen wieder auseinander, das Dickicht ist dicht wie eine Wand, darin sind tunnelartige Gänge geschlagen, in denen das Gehen ermüdend und die Arbeit des Fährtenlesers ungemein schwierig ist.

Mein Osman zeichnet sich bei dieser Art der Jagd aus; er besitzt insbesondere eine wichtige Tugend: Er verfällt nie in Hektik und rennt nicht in eine falsche Richtung. Oft hält er inne, steht eine Viertelstunde an einem Ort, prüft die Spuren und das kleinste Detail des Geländes, die Windrichtung, schaut sich in der Umgebung um usw., bevor er weitergeht.

In diesen Teilen Somalilands, im dichten Urwald, ist dies die schwierigste Jagdart, die ich kenne, und vielleicht auch die ermüdendste, da die beste Tageszeit, um dem Tier zu folgen, die Stunden der Mittagshitze sind, wenn die Nashörner im Schatten eines Baumes ruhen und sich am leichtesten anpirschen lassen. Die ganze Nacht und einen Teil des Morgens ziehen diese Ungetüme durch den Dschungel, besuchen die Tränken und suchen nach karger Äsung, wie sie ihnen der mickrige Dschungel zu dieser Zeit bieten kann. Erst gegen 10 Uhr legen sie sich im Schatten eines höheren Strauches oder Milchbaumes zum Schlafen nieder und schlafen bis zum Abend. Die Einheimischen behaupten, dass das Nashorn ganze Wochen, ja sogar Monate ohne Wasser auskommt und stattdessen die fleischigen Blätter eines riesigen Kaktus frisst, der im Dschungel in großer Fülle wächst und Feuchtigkeit in sich speichert.

Wenn man der Fährte folgt, muss man ständig schussbereit sein, denn man weiß nicht, ob man das Tier nach wenigen Schritten oder nach einem ganztägigen Marsch erreicht; das hängt vom Glück ab, oder vielmehr davon, an welcher Stelle man zufällig die Fährte aufgenommen hat, denn überall im Dschungel kann man auf das Tier stoßen. Dabei geht man leise, vorsichtig, achtet nicht nur auf die Füße, sondern auch auf die Dornen ringsum, zwischen denen man sich wie ein Aal durchwinden muss, um sich in den

schrecklichen Krallen dieser Sträucher nicht zu verletzen oder Teile der Kleidung zurückzulassen.

Am dritten Tag belohnte der heilige Hubertus endlich die Ausdauer. Nachdem ich im Morgengrauen eine frische Fährte aufgenommen hatte, erreichte ich das Tier nach zwei Stunden Marsch. Osman hörte zuerst ein krächzendes Schnauben im Gebüsch vor uns; ich hatte Zeit, mich vorzubereiten, und als ich vorsichtig aus der Deckung spähte, sah ich ein Nashorn, das „trois quarts“ in etwa 40 Schritten Entfernung stand, mit erhobenem Haupt, als wittere es bereits die Gefahr. Ruhig zielte ich hinter das Ohr und gab Feuer. Der Qualm verdeckte mir die Sicht – ein zweites Stück, das ich zuvor nicht bemerkt hatte, stürzte mit Getöse zur Flucht davon, jenes aber, auf das ich geschossen hatte, brach im Feuer auf der Stelle zusammen. Das Tier lag da mit einer Kugel hinter dem Ohr, wie ein vorsintflutliches Ungetüm.

Es ist schwer, sich etwas vorzustellen, das in seinen Formen unästhetischer, schwerfälliger und unförmiger ist als ein Nashorn, und doch verleiht ihm gerade dieses antediluviale Aussehen, wie ein Relikt einer ausgestorbenen Fauna aus vergangenen Epochen der Schöpfung, den Stempel einer seltenen und prächtigen Jagdbeute.

Das Nashorn Somalilands (*Rhinoceros bicornis somaliensis*) hat zwei Vorderhörner, ähnelt völlig seinem zentralafrikanischen Verwandten, unterscheidet sich jedoch erheblich vom indischen Nashorn, das nur ein Horn besitzt. Eine seltsame Eigenschaft dieses Horns ist, dass es nicht aus dem Knochen wächst, sondern auf der Haut aufsitzt und das Tier es nach Belieben bewegen kann.

Das erste Exemplar eines Nashorns in Somaliland wurde 1892 von dem Engländer Swayne erlegt und als eine von den zentralafrikanischen Nashörnern abweichende Varietät anerkannt.

Meine Gefährten hatten heute leider wieder keine Begegnung, und obwohl sie den ganzen Tag frischen Fährten folgten, konnten sie das Tier nicht erreichen.

Der vierte und letzte Tag des Aufenthalts in diesem Dickhäuter-Revier bescherte uns eine lebende Beute, wie ich sie wahrlich nicht zu erhalten gehofft hatte. Ich brach morgens wie gewohnt auf und nahm die nächtliche Fährte eines starken Tieres unweit des Aases des gestern erlegten Nashorns auf. Das Tier wählte wie mit Absicht ständig felsiges Gelände und irrte in unendlichen Zickzacklinien im dunkelsten Dickicht umher. Der Mittag verging, unterbrochen von einer ganz kurzen Rast und einem erfrischenden Schluck Wasser. Osman arbeitete weiter im Schweiße seines Angesichts der Fährte nach, als wir gegen 3 Uhr an eine Stelle im Schatten einer Mimose kamen, wo ich zu meinem nicht geringen Erstaunen ganz frische Zeichen fand, dass ein junges Nashorn vor kurzem das Licht der Welt erblickt haben musste; die Mutter konnte also nicht weit sein. Tatsächlich hörte ich nach einem Augenblick das charakteristische Schnauben, das dieses Tier beim Atmen von sich gibt.

Einige Dutzend Schritte vor uns stand ein Baum mit bis zum Boden hängenden Ästen, im Unterholz aus Gras und Sträuchern. Dort stand das Nashorn. Osman ahnte es eher, als dass er es sah, und drängte mich flüsternd zu schießen, doch leider konnte ich es nicht erblicken und somit auch nicht schießen.

Da bewegte sich etwas unter dem Baum; ich erblickte so etwas wie einen grauen Schatten im dunklen Dickicht und gab dem drängenden Zureden Osmans nach, der anfing, ungemein unruhig zu werden, und schoss, wusste aber selbst nicht, in welchen Teil des Körpers des Tieres.

Nach dem Schuss entstand ein furchtbares Krachen; das Nashorn blitzte im Gebüsch vor mir auf. Ich feuerte ein zweites Mal... Es trat Stille ein, in der uns das Quieken eines winzigen Nashornjungen erreichte, das von der Mutter unter dem Baum zurückgelassen worden war. Das winzige arme Ding piepste kläglich, drängte sich an unsere Beine und suchte die Hand, da es Gegenstände noch nicht unterscheiden konnte. Als wir einige Schritte weggingen, fing es an, uns nachzulaufen, und stieß mit seinem unförmigen Köpfchen gegen den vorausgehenden Mann, als nähme es ihn für die Mutter. Trotz des langen Rückmarsches zum Lager hielt es beharrlich mit uns Schritt und gelangte mit uns zu den Zelten; und der Anblick der aus dem Dschungel zurückkehrenden Jäger mit einem hinter ihnen herlaufenden lebenden Nashorn gehört wohl zu den einzigartigen Jagdbildern. Das kleine Nashorn wurde sofort zum Liebling unserer Leute; ich vertraute es der besonderen Obhut von Ferek an.

Grudziński hatte heute ebenfalls eine emotionale Begegnung mit einem Nashorn. Er erreichte es in einem Strauch stehend, und in dem Moment, als der vorausgehende Shikari es erblickte, schoss das Tier wie eine Kugel hervor und griff sie direkt an; sie hatten kaum Zeit, vor der angreifenden Bestie auszuweichen, und als Grudziński zum Schuss kam, war das Tier bereits im Dickicht verschwunden.

Ein unbeschossenes Nashorn greift selten an, ein verwundetes hingegen greift gewöhnlich die Menschen an; es steht unbeweglich im Dickicht, lauscht, von wo sich das Geräusch der Schritte nähert, und greift wie eine Kugel an, d. h. immer direkt vor sich hin. Da es nicht wendig ist, fällt es ihm schwer, die Richtung zu ändern, in die es einmal losgelaufen ist, und deshalb ist es relativ leicht, ihm auszuweichen, sofern das Dickicht nicht behindert und die Geistesgegenwart hilft. Letztere erweist sich in Verbindung mit Kaltblütigkeit bei Begegnungen mit Nashörnern oft als notwendig. Selbst ein gezielter Schuss rettet hier nicht immer, denn es bedarf einer überaus glücklichen Kugel, um ein auf einen zu stürmendes Nashorn im Feuer zu stoppen. Es greift immer mit gesenktem Kopf an, mit dem nach vorne gestreckten Horn, das die Stirn des Schädels und die gesamte Front verdeckt. Überhaupt ist das Tier nicht so sehr an sich gefährlich, als vielmehr die Bedingungen, unter denen man ihm begegnet, für den Jäger verderblich werden können, d. h. das dornige Dickicht, in dem man sich manchmal keinen Schritt bewegen kann, und der Verlust der Kaltblütigkeit im Moment des Angriffs, was dazu führen kann, dass ein Mensch, anstatt auszuweichen, dem Tier direkt vor die Füße läuft.

Im Lager erhielt ich Nachrichten, die Leute unserer Karawane aus Gembesi mitbrachten, wo der Haupttross zurückgeblieben war, dass in der vergangenen Nacht mehrere Löwen zu hören waren, die sich am See bemerkbar machten, und zudem, dass die Elefanten die Tränke gewechselt hatten und gestern Nacht am Teich beim Lager Wasser getrunken hatten. Alikhar eilte hastig nach Gembesi, um sich nach den Elefanten zu erkundigen und den Bau von Zeribas für einen nächtlichen Hinterhalt anzuordnen.

24. Januar

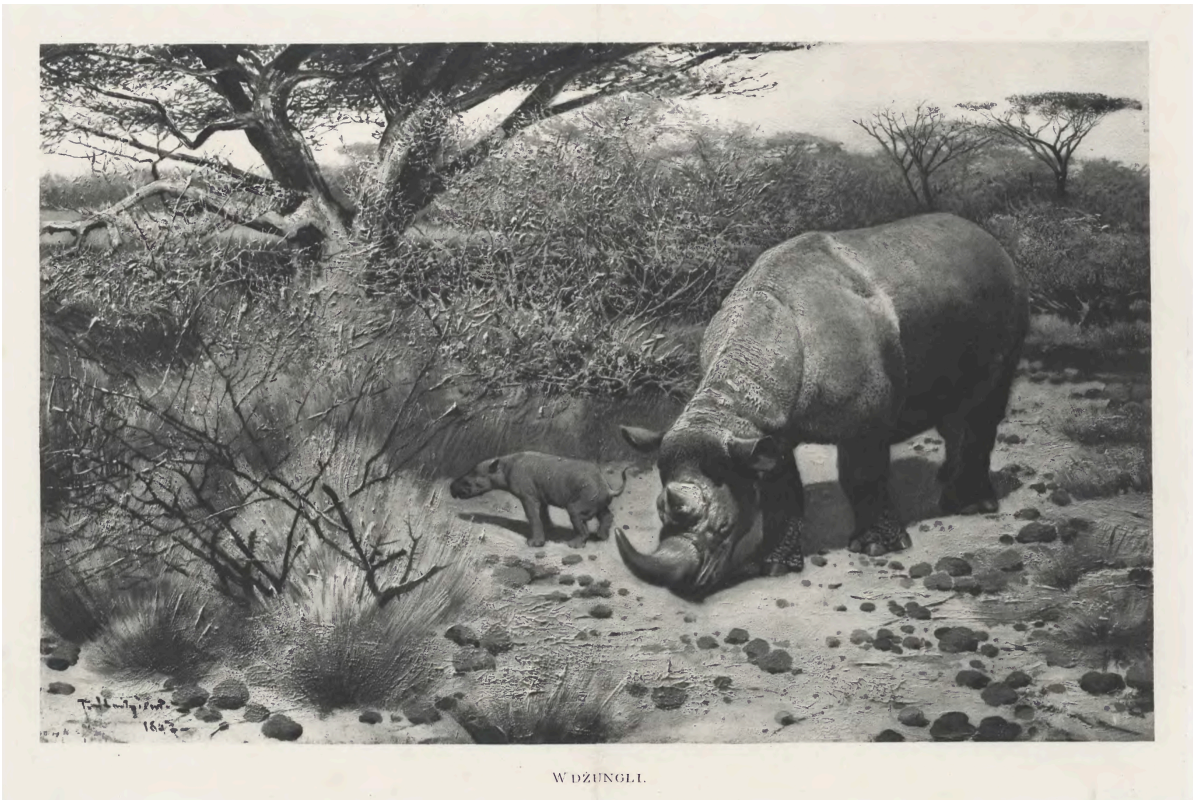
Wir verließen heute Morgen diese abgelegenen Gegenden mit der Absicht, nach Gembesi zurückzukehren, als wir beim Vorbeizug an der Stelle, wo das Aas des vorgestern erlegten Nashorns liegt, das gewaltige Brüllen zweier Löwen hörten, die offensichtlich am Kadaver beschäftigt waren. Geier besetzten die umliegenden Bäume, vom Festmahl verscheucht, und wagten nicht, sich zu nähern – der beste Beweis, dass der Löwe beim Fleisch ist.

Man sagt, dass der Löwe die Geier beobachtet und sich nach ihrem Flug richtet, denn da er nicht mit einem Geruchssinn begabt ist, findet er das Aas nicht, es sei denn, der Zufall führt ihn hin. Seltsam ist das Phänomen, das ich oft beobachtet habe, wie schnell sich

Geier und Adler bei einem im Dschungel erlegten Tier sammeln. Es schien, als sei zuvor keiner am Horizont gewesen, doch es vergehen keine paar Minuten, und schon kommen sie irgendwoher. In der Luft kreisen sie sehr hoch, dann sammeln sich immer mehr von ihnen, langsam beginnen sie herabzusinken und lassen sich neben dem erlegten Stück auf der Erde oder auf Bäumen nieder, darauf wartend, dass sich der Mensch entfernt.

Mit dem Stutzen in der Hand, mit gespannten Hähnen, näherten wir uns vorsichtig dem Kadaver, doch die Löwen waren nicht mehr da: Offenbar hörten sie unsere Schritte und zogen sich in den Dschungel zurück. Ich beschloss, auf die Schnelle eine Zeriba beim Nashorn zu bauen, den ganzen Tag im Dschungel abzuwarten und in der Nacht, die Gelegenheit nutzend, die auf mich entfiel, mich auf die Lauer zu legen.

Meine Gefährten zogen mit der Karawane nach Gembesi weiter. Ich blieb ganz allein im dunklen Urwald mit meinen zwei Shikaris zurück, die mit dem Bau der Zeriba beschäftigt waren, und nachdem ich mich bequem im Schatten eines Milchbaumes niedergelassen hatte, genoss ich eine angenehme Ruhe nach fünf Tagen ermüdender Märsche hinter Nashörnern her. Vor dem Abend brachte man mir einen Imbiss aus dem Lager sowie die Nachricht, dass auch für meine Gefährten für die heutige Nacht zwei Zeribas unweit des Sees in Gembesi gebaut worden waren.



W DŻUNGLI.

Vor Sonnenuntergang begab ich mich in die Zeriba, die direkt neben dem riesigen, bereits verwesenden Nashornkörper errichtet worden war, der einen unerträglichen Gestank verbreitete, den nicht einmal die in die Nase gestopfte Karbolwatte zu dämpfen vermochte.

Zwei Nächte verbrachte ich in dieser unangenehmen Nachbarschaft, doch ich muss gestehen, dass beide Nächte, obwohl ich währenddessen keinen Löwen erlegte und nicht einmal sah, da er sich der Zeriba nicht näherte, Emotionen und Eindrücke im Überfluss bescherten. Es ist schwer (und für mich geradezu unmöglich), all das, was man hört, sieht oder erlebt, angemessen und malerisch zu beschreiben – die Tausende von interessanten Einzelheiten, die in ihrer Gesamtheit das Bild einer afrikanischen Nacht im silbernen Licht des aufgehenden Mondes ergeben, in unmittelbarer Nähe zum stärksten Wild,

inmitten unberührter Natur, in der Einöde des wildesten Dickichts; man muss das alles selbst sehen, spüren und erfahren.

Kaum geht die Sonne unter, verschwinden die Milliarden von Fliegen, die über dem Aas summen, irgendwo im Gebüsch, und die Schatten der Nacht umfangen das Himmelszelt und die Erde; Hyänen erscheinen und beginnen ihr Treiben um das Fleisch; sie umkreisen es, mal stürzt eine auf den Kadaver, reißt ein Stück Fleisch ab und trägt es ins Gebüsch, mal zerrt sie an einem Knochen und kehrt wieder zurück; immer mehr von ihnen sammeln sich, sie reiben sich an der Wand der Zeriba, dass es einen schaudert, und ihre abscheulichen Stimmen, die mal an ein klägliches Jammern, mal an das hämische Lachen eines Menschen erinnern, erschallen unheilvoll in der nächtlichen Stille und verstärken das Gefühl einer unwillkürlichen Bedrohung, der man sich nicht entziehen kann.

Die Herrschaft der Aasfresser-Hyänen dauert so lange, bis sich ein gefährlicherer Konkurrent zeigt. Es ist der Leopard. Er macht sich von weitem bemerkbar, man hört, wie er sich vorsichtig durch die Sträucher schiebt, dann folgen einige tiefe, abgehackte Brüller – und mit einem Satz ist er schon am Fleisch und beginnt es zu fressen. Die Hyänen haben sich unterdessen um einige Schritte zurückgezogen und blicken gierig mit ihren grünen Augen auf den leckeren Bissen, wagen es jedoch nicht heranzutreten. Dann beginnt der Leopard Zeichen der Unruhe zu geben, er hört auf zu fressen, blickt ängstlich in die schwarze Tiefe des Dschungels, dann scheint er es mit dem Fressen wieder eilig zu haben, als wolle er so schnell wie möglich seinen Hunger stillen...

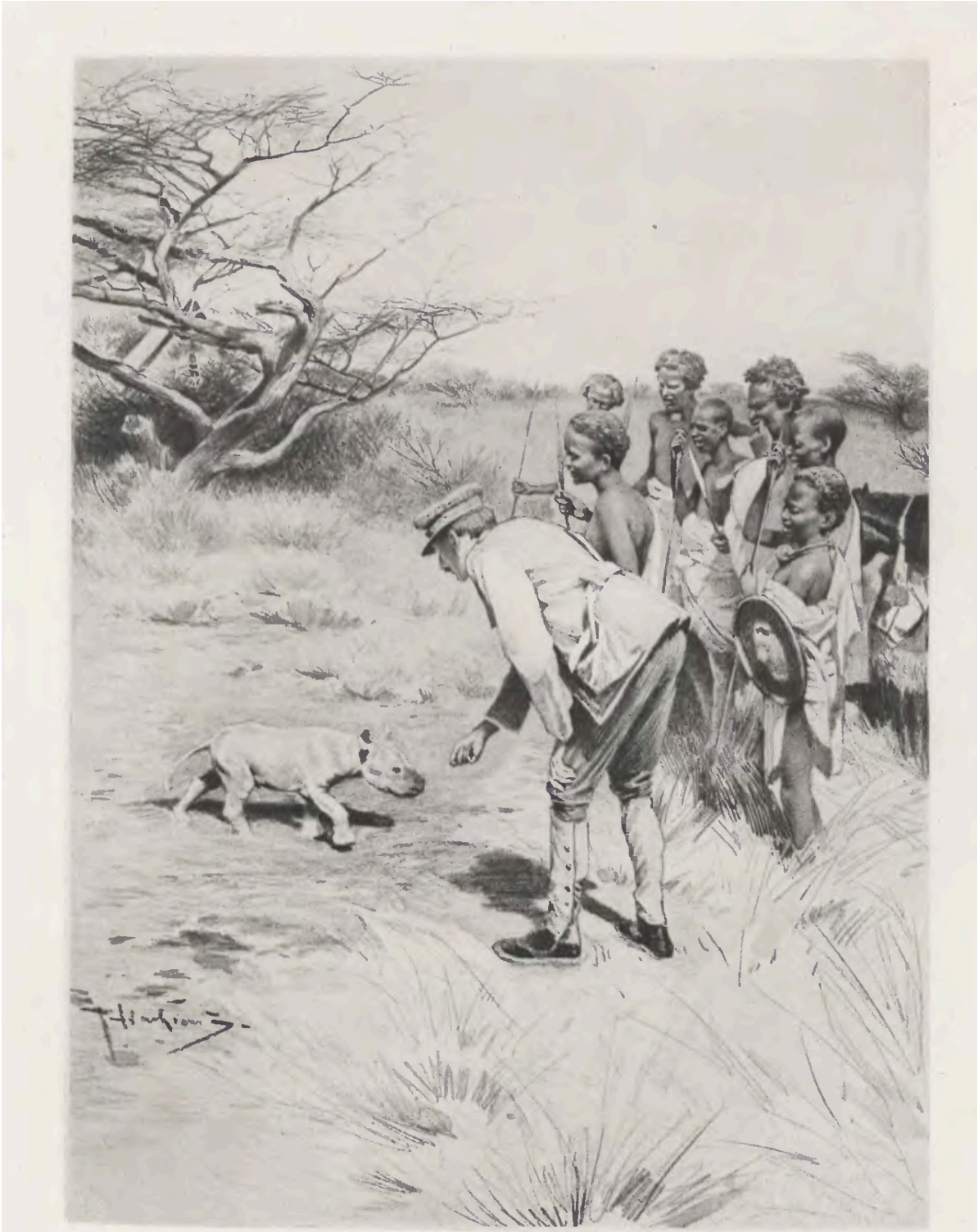
Fern, von weitem herangetragen, wie ein tiefes Seufzen, ein Brüllen wie kläglich, langgezogen – das ist der Löwe, der König der Wüste, der sich nähert!

Manchmal kracht etwas schwer in den Zweigen, und fauchend und schnaufend schiebt es sich durch das Dickicht – das ist ein Nashorn, das durch den Dschungel streift und Äsung sucht.

Und so vergehen die Stunden inmitten von die Nerven anspannenden Emotionen, der Schlaf weicht von den Lidern, das Ohr versucht, auf die unbekannten Stimmen der Natur zu lauschen, das Auge bemüht sich, den schwarzen Schleier des geheimnisvollen Dschungels zu durchdringen. Ehe man sich versieht, beginnen die Sterne zu verblassen, das rosige Morgengrauen verkündet den anbrechenden Tag Gottes – es ist Zeit, die Zeriba zu verlassen. Im Jägerherzen bleibt nur die Erinnerung an die wundervolle tropische Nacht, verbracht in der afrikanischen Wildnis.

In der ersten Nacht erschien gegen 10 Uhr ein Leopard, doch da ich von weitem die Stimmen eines Löwen hörte, der meine Zeriba ständig umkreiste, schoss ich nicht, um das stärkere Wild nicht zu verscheuchen. Erst als Mitternacht verging und der Löwe sich nicht näherte, der Leopard aber ständig zum Aas zurückkehrte, erinnerte ich mich an das Sprichwort vom Sperling in der Hand und erlegte den Leoparden.

Mit der schönen Beute eilte ich zum drei Marschstunden entfernten Lager und fand Zamoyski unter dem Eindruck eines ungewöhnlichen Anblicks, dessen Zeuge er nachts im Hinterhalt gewesen war. Eine Herde Elefanten, bestehend aus 15 Tieren, kam zur Tränke und stieg 40 Schritte von Zamoyski entfernt in den Teich und verweilte eine gute Weile darin, was dem Jäger die Gelegenheit gab, ihre Bewegungen und die interessanten Evolutionen im Wasser zu beobachten. Er schoss nicht, da er im Dunkeln seiner Kugel nicht sicher war; zudem beschwor ihn sein Shikari, vom Schuss abzusehen, da nach der Meinung der Somalis, die panische Angst vor Elefanten haben, diese nachts nach einem Schuss immer angreifen und die Zeriba zermalmen könnten.



ŻYWA ZDOBYCZ.

Die Elefanten sind sicherlich dieselben, die wir letzte Woche verfolgten und die, da sie nur den Ort der Tränke gewechselt haben, die Gegend nicht verlassen haben. Für heute ist es zu spät, sie aufzuspüren; wir verschieben das auf ihren nächsten Besuch, dessen wir sicher sein können.

Die zweite Nacht beim Nashorn-Aas lieferte mir in etwa dieselben Eindrücke wie die erste, mit dem einzigen Unterschied, dass der Kadaver so schrecklich stank, dass ich es kaum auszuhalten vermochte. Zu meinem größeren Verdruss war auch ein Esel am Fenster der Zeriba angebunden, aber irgendein Desperat wollte sich nicht mit seinem

Schicksal abfinden, er riss und zerrte, wand sich und schlug mit den Beinen, dass die Zeriba krachte. Dies machte jedoch keinen Eindruck auf die Hyänen, die wie üblich früh zum Festmahl erschienen; nach ihnen kam jener Leopard, griff aber den verängstigten Esel nicht an, sondern fletschte nur hin und wieder die Zähne gegen ihn. Ich erlegte ihn schließlich, nachdem ich nicht auf den Löwen gewartet hatte; er umkreiste die Zeriba, ich hörte ihn um Mitternacht, doch ob gesättigt oder misstrauisch, er geruhte nicht sich zu nähern. Ein Nashorn wiederum huschte, schnaufend wie eine Lokomotive, an der Zeriba vorbei; man sah es deutlich auf dem dunklen Hintergrund des Dickichts im blassen Mondlicht. Ich tauschte die Bleikugel gegen eine Stahlkugel und nahm es ins Visier, als der Esel mit seinem Schwanz gegen meinen Lauf stieß und die Gelegenheit zum Schuss verdarb. Mit dem Fell des zweiten Leoparden, außergewöhnlich groß und schön gezeichnet, kehrte ich nach Gembesi zurück, wo ich eine Menge Neuigkeiten vorfand.

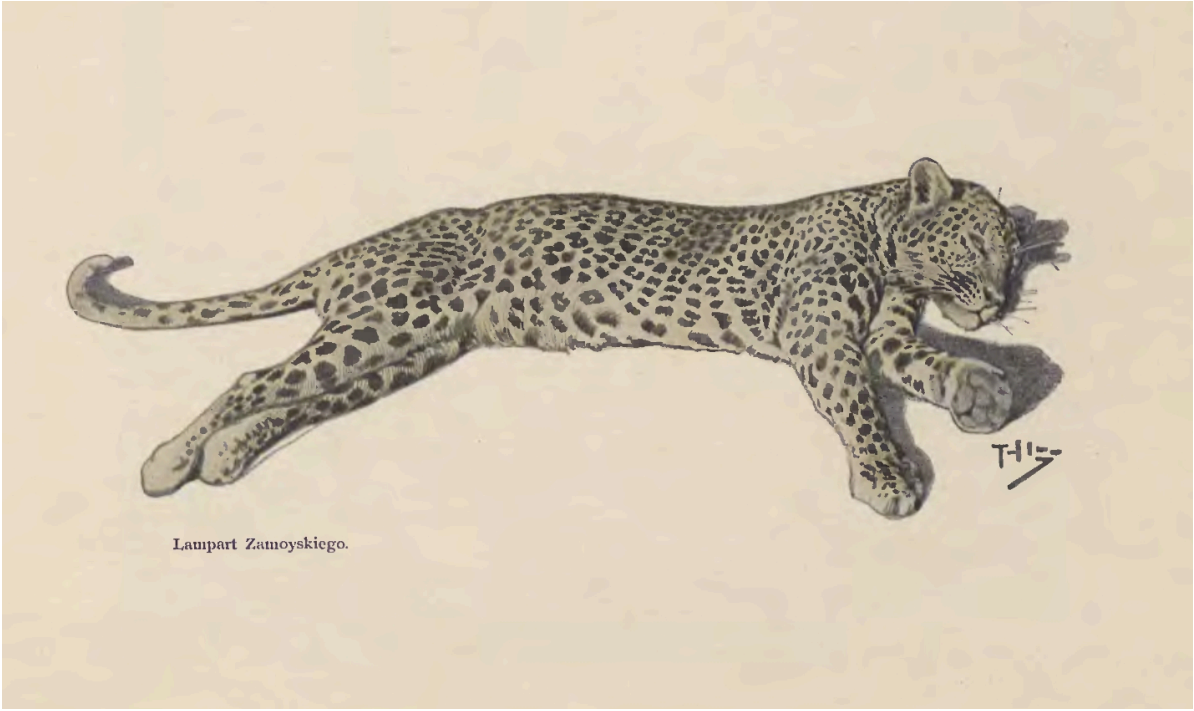
Grudziński verfehlte nachts einen Leoparden, Zamoyski hingegen sah aus der Zeriba einen Löwen, der sich dem Esel näherte, ihn zweimal angriff, aber da er auf starken Widerstand des mutigen Eselchens stieß, vom Köder abließ, vielleicht Arglist oder Gefahr ahnend. Zamoyski schoss, obwohl er den Löwen deutlich sah, nicht, wartend – was im Übrigen die Regel ist –, bis der Löwe den Esel reißt und sich ans Fressen macht.

Es mag seltsam erscheinen, eine solche Feigheit bei der Kraft der Tiere zu sehen; ich denke, das ist eher ein Beweis für listige Vorsicht seinerseits, dass er den Angriff mehr vortäuschte als ausführte, und nachdem er die Menschen in der Zeriba bemerkt hatte, von seinem Vorhaben abließ und sich schnell zurückzog.

Am See, unweit unseres Trosses, herrscht seit dem Morgen ungewöhnliches Treiben und Lärm. Irgendwo aus der Tiefe des Landes ist ein Stamm der Ogaden-Einheimischen mit Hunderten von Kamelen und Vieh herangezogen und hat am Wasser seine Lagerplätze aufgeschlagen. Der übliche Lärm, unerträglicher Staub und die Nachbarschaft von Viehhaufen erinnern mich an die in Darror verbrachten Tage. Bis zum Abend sammelten sich noch mehr Einheimische. Wir versuchten, den Teich vor den Kamelen zu schützen, doch das Gedränge war so groß und die Ogaden drängten so sehr mit ihrem Vieh zum Wasser, dass Alikhar sich gezwungen sah, die Tränke aufzugeben, um keine Zusammenstöße herbeizuführen.

Das Wasser nimmt förmlich vor den Augen ab, für zwei Tage wird es nicht mehr reichen; für uns ist das insofern wichtig, als wir gezwungen sein werden, Gembesi zu verlassen.

Durch die Einheimischen erreichten uns düstere Nachrichten, die über Dutzende Meilen von der westlichen Landesgrenze von Mund zu Mund weitergegeben wurden, dass es in Abessinien zu einem großen Krieg mit den Italienern kommt und die Weißen Niederlage um Niederlage erleiden. Obwohl der Abessinier ein erbitterter Feind der Somalis ist, sprechen die Schwarzen nicht ohne einen gewissen Rassenstolz vom Sieg ihrer Nachbarn über einen großen europäischen Staat. Diese Nachrichten, tief im Dschungel gehört, gingen um einen Monat der italienischen Niederlage bei Adua voraus, von der wir erst nach der Rückkehr in Aden erfuhren.



Lampart Zamoyskiego.

Grudziński erlegte heute während eines Spaziergangs unweit des Lagers ein afrikanisches Warzenschwein (*Phacochoerus aethiopicus*), das erste Exemplar dieses Tieres in der Sammlung unserer Trophäen. Wir haben Mühe mit dem Abschlagen der Hauer, da die Somalis das „unreine" Tier nicht einmal anrühren wollen; wir müssen uns also selbst um diese nicht sonderlich angenehme Operation kümmern.

Dem jungen Nashörnchen geht es ausgezeichnet, es ist gesund und fröhlich; es spaziert frei im Lager umher, zur großen Freude unserer Leute, und bildet eine „grand attraction" für die Einheimischen, die sich in Scharen um die Umzäunung sammeln und das ungewöhnliche Tier neugierig betrachten. Ich erwarb für es nach langen Verhandlungen eine Kuh als Amme, und wir haben große Freude daran zu sehen, wie unser Zögling gierig die Milch aus der Flasche trinkt.

Grudziński fühlte sich seit einigen Tagen unwohl und erkrankte recht ernsthaft am Magen. Ihm hat sicherlich das gewöhnliche, ungekochte Wasser geschadet, das er während seines Ausflugs nach Hodaju trank.

27. Januar

Der Mond nähert sich dem Vollmond, und die wundervollen hellen Nächte schienen die einzigen für einen Hinterhalt zu sein; dennoch sah keiner von uns dreien, obwohl wir die vergangene Nacht alle drei an lebenden Ködern verbrachten, irgendein Wild. Man hörte nur die Stimmen eines Löwen und eines Panthers.

Von überallher werden Löwen gemeldet, aber es ist nicht leicht, sie zu bekommen: Zum Köder lassen sie sich nicht locken, und tagsüber behindert das steinige und mit Dickicht bewachsene Gelände das Verfolgen der Fährte.

Wir erwarteten heute Nacht Elefanten an der Tränke, doch das Treiben der Menschen und des Viehs verscheuchte die vorsichtigen Tiere offensichtlich davon, sich dem See zu nähern.

Während wir vor den Zelten saßen und auf Nachrichten von den zur Erkundung ausgesandten Leuten warteten, kam ein Ogaden-Mann mit der Nachricht herbeigelaufen,

dass heute Morgen zwei Marschstunden vom Lager entfernt ein Löwe ein Kamel gerissen habe. Nachdem ich meine Leute zusammengerufen hatte, eilte ich zu der Stelle, an der sich dieses blutige Drama abgespielt hatte.

Im Sand waren die Spuren des Kampfes deutlich zu sehen: zuerst die Stelle, an der der Löwe auf das Kamel gesprungen war, weiter, wie das Kamel sich gewehrt hatte und geflohen war, schließlich, wie es gefallen und gestorben war. Von hier aus schleppte der Mörder sein Opfer in ein dichtes Mimosen-Dickicht, und wenn ich mich nicht selbst davon überzeugt hätte, hätte ich nie geglaubt, dass ein Löwe in der Lage ist, ein ausgewachsenes, großes Kamel im Maul ein gutes Stück Weges zu schleppen. Was für eine wahnsinnige Kraft in den Kiefern dieses Tieres steckt!

MOJ PIERWSZY NOSOROŻEC.

Eine Zeriba wurde eilig direkt beim Kamel gebaut. Ich ließ mich darin bei Sonnenuntergang nieder, voller Zuversicht, dass ich endlich einen Löwen sehen würde.

Meine Hoffnung wurde jedoch enttäuscht: Der Löwe zeigte sich wieder nicht. Ich hörte ihn den ganzen Abend lang, wie er seufzend, knurrend, manchmal langgezogen brüllend im nahen Dschungel umherstrich, aber er näherte sich mir nicht. In der Zeriba war es hell vom Mondschein, als brenne darin eine Lampe unter einer matten Glasscheibe. Ich vermute, dass der Löwe, nachdem er nahe herangekommen war, vielleicht irgendein Geräusch hörte, vielleicht die Bewegung der Menschen in der Zeriba bemerkte und lieber Hunger litt, als sein Leben zu opfern.

Gegen Mitternacht hörte ich Elefanten in der Nähe knacken. Im Morgengrauen verließ ich die Zeriba und setzte mich daneben, um in der frischen Morgenluft nach 12 Stunden Einatmen des abscheulichen Aasgeruchs aufzuatmen, als zwei Somalis herbeigelaufen kamen, die aus dem Lager geschickt worden waren, um meine Sachen aus der Zeriba abzuholen, und mit außerordentlicher Lebhaftigkeit zu erzählen begannen, dass sie soeben eine Elefantenherde getroffen hätten, die von der Tränke zurückkehrte und mit Fressen beschäftigt war, vermutlich dieselben, die ich nachts Äste brechen gehört hatte.

Im Augenblick waren wir auf ihrer Fährte, die sehr frisch und leicht sichtbar war. Osman lief mit meinem schweren Kaliber voraus, geladen mit einer Stahlkugel und acht Dram Schwarzpulver; ich direkt hinter ihm, hinter mir der zweite Shikari mit dem Expressgewehr zum Wechseln.

Die Elefanten waren gerade erst weggegangen, sie konnten also nicht weit sein. Tatsächlich hielt Osman nach einem Augenblick inne, lauschte und flüsterte, mit der Hand vor sich deutend:

— „Maredil“ (Elefanten).

Ich hörte das Brechen von Ästen und jenes spezielle, mir von Ceylon gut bekannte Geräusch vom Einziehen der Luft durch den Rüssel, das fressende Elefanten von sich geben. Vor mir war Dickicht.

MÓJ SŁOŃ.

Dunkel und dicht, weiter eine Baumgruppe, unter der sich Elefanten befanden. Ich warf mich zu Boden und, nachdem ich das Gewehr aus Osmans Händen genommen hatte, schlich ich unter den Zweigen zu der Stelle, wo das Dickicht sich zu lichten begann; etwa 15 Schritte vor mir erblickte ich einen Elefanten, der Blätter von einem Akazienbaum abriss; er sah mich nicht, witterte mich nicht und äste ruhig weiter. Ich kniete nieder, nahm ihn ins Visier und gab Feuer. Nach dem Schuss hörte ich vor mir das Krachen von Zweigen, und als der Rauch verzogen war, sah ich einige Elefanten, die ich zuvor nicht bemerkt hatte; sie waren von der Gruppe herbeigelaufen, die Rüssel einander zugewandt, und bewegten sich unruhig mal hierhin, mal dorthin, als ob sie unentschlossen wären, was sie als Nächstes tun und in welche Richtung sie fliehen sollten.

Das Stück, auf das ich geschossen hatte, befand sich unter ihnen, aber welches es war und was mit meiner Kugel geschehen war – das weiß ich bis zu diesem Augenblick nicht. Da ich nur die Hinterteile der Riesen sah, konnte ich keine zweite Kugel platzieren, und nachdem ich den abgeschossenen Lauf geladen hatte, wartete ich geduckt ab, was weiter geschehen würde. Da drehte sich plötzlich ein Stück, das größte von allen, um und begann, laut schnaubend, auf mich zuzukommen. Ich sprang ein paar Schritte zur Seite und schoss ihm hinter das Ohr. Es sank zusammen, wie es stand. Mit dem linken Lauf schoss ich auf ein anderes, das ins Wanken geriet, sich neigte und hinfiel.

Der Rest stand unbeweglich an der Stelle und stieß die seltsamsten Brüller und Töne aus. Offensichtlich waren sie noch nie unter Feuer gewesen und mit dem Knall eines Gewehrs nicht vertraut; sie konnten sich nicht recht erklären, was geschah und woher die Schüsse kamen, da ich und meine Leute im Dickicht, von Bäumen verdeckt, verborgen waren.

Ich hatte Zeit, das Gewehr erneut zu laden und noch zweimal auf zwei Stücke zu schießen, die begannen, sich langsam links von mir zu entfernen. Eines von ihnen, am Schulterblatt getroffen, gab nach dem Schuss ein Zeichen, fiel aber nicht und folgte weiter dem vorangehenden Tier. Von den zwei Elefanten, die durch die vorangegangenen Kugeln niedergestreckt worden waren, stand einer auf und begann zu fliehen, wobei er furchtbar brüllte. Ich lief ihm ein gutes Stück hinterher, konnte aber im Dickicht nicht eilen; schließlich überholte er mich so weit, dass ich ihn aus den Augen verlor und zum Ort des Schießens zurückkehrte.

Auf dem Platz lag nur ein Elefant mit einer Kugel hinter dem Ohr, riesig, mit großen Stoßzähnen, von denen einer leider abgebrochen war. Zwei Stücke zeichneten Schweiß. Wir folgten beiden bis zum Mittag, aber ich stellte fest, wovon ich in Ceylon leider so oft Gelegenheit hatte mich zu überzeugen, dass ein Elefant, der nicht auf der Stelle fällt, so viel wie verloren bedeutet. Der Schweiß trocknet sehr schnell in den dicken Falten der Haut, die sich nach dem Schuss zusammenzieht und den Ausfluss hemmt, die Fährte vermischt sich mit anderen – und das angeschossene Tier ist verloren.

Von den drei getroffenen Stücken bekam ich also nur eines, aber dafür ein gewaltiges, ein mächtiges Männchen, das älteste der ganzen Herde, die, wie mir schien, aus vier ausgewachsenen Kühen und zwei kleineren Elefantenkälbern bestand.

Als wir uns auf dem Rückweg dem Lager näherten, stimmten meine Leute schon von weitem den Siegeschoral an, den sie zu singen pflegen, wenn das stärkste Wild fällt. Wie groß war mein Erstaunen und meine Freude, als ich unter Grudzińskis Zelt die Trophäen eines zweiten Elefanten erblickte. Unsere Expedition war wahrlich reich an ungewöhnlichen Episoden!

Hier ist, was geschah:

Von uns dreien blieb einer, Grudziński, von dem ich oben erwähnte, dass er sich unwohl fühlte, gestern Abend im Lager zurück, um unter dem Zelt im Bett eine ruhige Nacht zu verbringen. Zamoyski und ich begaben uns jeder zu seinem Anstand. Vor Mitternacht weckt man Grudziński mit der unerwarteten Nachricht aus dem Bett, dass eine Elefantenherde ein paar hundert Schritte vom Lager entfernt äst. Die Nacht war hell, mondbeschienen, hell wie am Tag. Grudziński kleidete sich an, nahm den Stutzen und erreichte in Begleitung von Alikhar und einer ganzen Schar von Leuten, die hinter ihm herschlichen, die Elefanten, die wie graue Kolosse im silbernen Licht des Mondes sichtbar waren.

Er nimmt ein Stück ins Visier, das am nächsten steht, und gibt Feuer. Kaum war der Schuss verhallt, begannen die Somalier mit Alikhar an der Spitze zu fliehen, so schnell sie konnten, und schrien, dass die Elefanten angriffen. Grudziński, von den Shikaris unter den Armen gepackt, muss nolens volens mit ihnen fliehen, ohne zu wissen, was mit dem Elefanten geschah, auf den er geschossen hatte. Sie erreichen das Lager, Grudziński setzt sich unter das Zelt, um sich von der Erregung abzukühlen, als man ihm nach einigen Augenblicken erneut meldet, dass man wieder einen Elefanten sieht, der an der Stelle des vorherigen Schusses unweit des Lagers steht. Grudziński geht zum zweiten Mal hin, man zeigt ihm ein dunkles Stück in etwa 30 Schritten Entfernung, er zielt auf die Kammer und schießt. Nach diesem Schuss ergreift dieselbe panische Angst die Somalier – und erneut flüchten sie ins Lager! Doch einer der mutigeren Männer kehrte um und erblickte den Elefanten, der durch Grudzińskis glückliche Kugel am Boden lag. Im Lager herrschten Freude und Jubelrufe.

Grudziński hatte also einen mehrjährigen Bullen mit schönen Stoßzähnen um Mitternacht, etwa zweihundert Schritte von seinem Zelt entfernt, erlegt. Von einem ähnlichen Ereignis habe ich nie gehört, noch nicht einmal in der Jagdliteratur aus exotischen Ländern gelesen. Was mit dem ersten Stück geschah, auf das Grudziński schoss – ob es vielleicht dasselbe war, auf das er zuerst geschossen hatte, durch die erste Kugel gelähmt und durch die zweite zur Strecke gebracht – wird für immer ein ungeklärtes Rätsel bleiben. Zur Erklärung dieses ungewöhnlichen Vorfalls muss man hinzufügen, wovon ich bereits oben einmal sprach, dass die Somalier, den tapferen Alikhar nicht ausgenommen, eine panische, gleichsam angeborene Angst vor Elefanten im Allgemeinen haben, und besonders bei einer Begegnung mit ihnen in der Nacht; sie behaupten, dass der Elefant in der Nacht es wagt, nicht nur den Jäger, sondern auch den Anstand, ja sogar das ganze Lager oder die Siedlung anzugreifen.

Ich halte dies für eine stark übertriebene Angst, denn gerade in der Nacht fällt es dem Jäger leicht, dem kurzsichtigen Tier auszuweichen. Ich glaube jedoch, dass in der Nacht eine Elefantenherde tatsächlich in die Richtung stürmen könnte, in der sie eine Gefahr bemerkt hat, und deshalb verstehe ich, dass Zamoyskis Shikari ihm neulich nicht erlaubte, vom Anstand aus zu schießen, aus dem ein Mensch nicht schnell herausspringen kann und den die Elefanten zusammen mit den darin befindlichen Menschen zertrampeln könnten.

Genug, dass der heutige Tag uns die Beute zweier riesiger Dickhäuter einbrachte, deren Stoßzähne zu einer wahren Zierde unserer bisherigen Strecke wurden.

Am Nachmittag stattete uns ein Kleinkönig der Ogaden einen Besuch ab, der mit seinem Stamm aus dem Inneren des Landes gekommen war und den Alikhar bescheiden „Sultan" nennt. Er kam in Begleitung seines Bruders, einiger Verwandter und Ältester ins Lager. Unter dem Zelt empfangen, ließ er sich auf einem Stuhl in unserem Kreis nieder, und es entspann sich eine Konversation durch die Vermittlung Alikhars als Dolmetscher, angefangen bei Versicherungen der Freundschaft, der Dienstbereitschaft und ähnlichen Phrasen. Wir sprachen über die Ereignisse in Abessinien. Er erzählte uns unter anderem, wobei er drei Militärgewehre älteren Systems zeigte, mit denen sein Gefolge bewaffnet war, dass er sie einer Bande Abessinier abgenommen habe, die im letzten Jahr seine Siedlung überfallen hatten und die er mit eigener Hand getötet und beraubt habe. Er schien nicht dumm zu sein und trug sich ernsthaft, mit einer gewissen Würde eines höheren, wenn auch wilden Nomaden. Zum Abschluss bat er mich um Munition für die Gewehre, was ich jedoch ablehnte, und wir beschenkten ihn nur mit einem blauen Tuch und – zehn silbernen Rupien; ein nicht allzu reiches Geschenk für einen Sultan, doch er schien zufrieden zu sein.

Für die Nacht machte ich mich zu einem Hinterhalt an dem neulich gerissenen Kamel auf, doch wie groß war mein Erstaunen, als ich am Anstand ankam und vom Aas nichts vorfand, außer den Resten der Eingeweide und einigen Knochen! Eine daneben liegende, verloschene Feuerstelle verriet die Täter: Midgan hatten das Fleisch aufgespürt, und was sie nicht selbst verzehrt hatten, nahmen sie als Vorrat mit. Es ist schwer zu glauben, dass es Menschen gibt, die mehrere Tage altes Aas essen können, aber es scheint Sitte der Midgan zu sein, die speziell dafür durch den Dschungel streifen. Meine Leute wunderte das gar nicht, und als ich Alikhar empört davon erzählte, entgegnete er gleichgültig: „Es ist bekannt, dass ein Midgan schlimmer als eine Frau ist" – ein wenig schmeichelhaftes Urteil über die somalischen Frauen, das aber deutlich zeigt, wie bei den Somaliern eine Frau angesehen ist. Für die Tötung eines Somaliers zahlt der Mörder dem Stamm oder den Verwandten des Getöteten 100 Kamelstuten und 4 Pferde als Sühnegeld, für eine Frau 50 Kamele und für einen Midgan nur 25!

Es versteht sich von selbst, dass an dem Anstand, in dem ich die Nacht verbringen musste, weil es zum Lager zu weit war, kein Tier erschien. Menschliche Hyänen hatten diesmal die üblichen nächtlichen Aasfresser ersetzt.

Die letzten zwei in Gembesi verbrachten Tage waren arm an Ereignissen. Wir spürten Nashörnern nach, deren frische Fährten im umliegenden Dschungel aufgetaucht waren, jedoch ohne Erfolg. Zamoyski kam zweimal an ein Stück heran, aber das Tier entkam ihm beide Male so schnell und im so dunklen Dickicht, dass ein Schuss unmöglich war.

Die Nächte verbringen wir regelmäßig alle drei in Anständen, aber ob es nun daran liegt, dass Mondnächte für Hinterhalte nicht geeignet sind, oder ob das Wild verraten und außergewöhnlich vorsichtig ist – jedenfalls hat kein einziger von uns einen Löwen gesehen. Man hört einige von ihnen im Dschungel, aber sie nähern sich dem Köder nicht. Leoparden, angelockt von der Masse an Fleisch der zwei erlegten Elefanten, streichen die ganze Nacht durch den Dschungel. Zamoyski sah zwei in einer Nacht, aber nicht schussgerecht.

Wassermangel in Gembesi zwang uns, uns zwei Marschstunden nach Norden zurückzuziehen, zu einem anderen kleinen Teich namens Mersiu, in dem das Wasser noch nicht ganz ausgetrocknet war. Für die Nacht kehren wir zu den Anständen in Gembesi zurück, in der Hoffnung, dass die Löwen, wenn sie sehen, dass die Menschen abgezogen sind, vielleicht weniger vorsichtig sein werden.

Es gibt mindestens drei Löwen im umliegenden Dschungel. Wir haben ihnen einen unerbittlichen Krieg erklärt, und ich möchte diese Gegend nicht verlassen, bevor wir nicht endgültig mit ihnen abgerechnet haben. Bisher sind sie obenauf, und wir sind geschlagen; wir zahlen den Siegern Tribut in Form einer ganzen Reihe schlafloser Nächte, verbracht unter freiem Himmel in der verpesteten Atmosphäre stinkenden Aases.

Es ist einsam hier, die Menschen sind weggezogen, sie sind dem Wasser nach Süden gefolgt; man muss sich mit den Löwen beeilen, denn auch sie werden bald den Menschen folgen.

Grudziński ist wieder gesund. Heute Morgen ereignete sich ein unangenehmer Vorfall: Ein Skorpion stach ihn in den Arm. Dieses hässliche Geschöpf war wohl in der Nacht in den Ärmel seiner Kleidung gekrochen, und in dem Moment, als unser Gefährte auf ein Perlhuhn zielte, spürte er einen stechenden Schmerz im Arm: Der Skorpion, der zwischen Jacke und Hemd saß, hatte ihn mit seinem giftigen Stachel gestochen. Zum Glück sog der Flanell einen Teil des Giftes auf und linderte den Schmerz.

Der Stich eines Skorpions ist nicht lebensgefährlich, kann aber oft eine Lähmung des gestochenen Körperteils herbeiführen und ist überaus schmerzhaft. Wir brannten die Wunde mit Höllenstein aus, und Gott sei Dank endete es mit vorübergehendem Schmerz und einer leichten Schwellung des Arms.

Das Nashornjungtier ist gesund, aber hungrig: Die Milch der Kuh reicht nicht aus. Wir fügen Kondensmilch aus Dosen hinzu, aber auch das genügt nicht, da das arme Geschöpf abgemagert und dünn geworden ist. Sobald Achmet Dzama mit dem Rest unseres Apollinaris aus Berbera zurückkehrt, was jeden Tag geschehen sollte, beabsichtige ich, ihn mit dem Nashornjungtier und der Kuh direkt zurück nach Berbera zu schicken, um das schwache Tier nicht den langen Märschen unserer weiteren Ausflüge ins Landesinnere auszusetzen.

Zusätzlich zu der Kuh als Ernährerin für das Nashornjungtier kaufte ich in Gembesi von vorbeiziehenden Einheimischen zwanzig Stück Schafe für die Küche, für uns und für die Leute. Für die Kuh zahlte ich 55 Rupien, für die Schafe je 4,5 Rupien pro Stück. Das sind enorme Preise im Verhältnis zur Menge des Viehs im Land und dem Mangel an Nachfrage. Geld hat hier jedoch einen geringen Wert, da die Unmöglichkeit, es gegen andere Artikel einzutauschen, die es im Landesinneren nicht gibt, bei den Einheimischen Unkenntnis über seinen Preis und sogar eine gewisse Gleichgültigkeit ihm gegenüber hervorruft.

Der Ogadene hat fast keine Bedürfnisse, nach Berbera kommt er selten, sein ganzer Besitz besteht aus lebender Ware, von der er sich nur ungern trennt, da er sonst nichts besitzt und sie leicht nicht von einem anderen bekommt. In der zivilisierten Welt bildet der Handel die Preisnorm, hier jedoch ist der Handel schwach, fast gar nicht vorhanden. Die einzigen Exportgüter Ogadens sind Schaffelle, Straußenfedern, Gummi arabicum und Schildpatt. Ab und zu zieht eine Karawane mit einem größeren Transport dieser Waren nach Berbera und tauscht sie dort vor Ort gegen verschiedene, für die Einheimischen notwendige Gegenstände ein: Kleidung, Waffen, Reis, Datteln und Ähnliches. Geld ist selten im Umlauf. Der Preis eines Artikels wird durch die Anzahl der Schaf- oder Kamelfelle angegeben; die silberne Rupie ist nur bei den Stämmen in Gebrauch, die näher an der Küste leben. Je weiter man ins Landesinnere vordringt, desto mehr schwindet ihr Wert, und am Webi Shcheli ist sie völlig unbekannt und Geld wird dort gar nicht angenommen. Die Löhne der Leute sind ebenfalls verhältnismäßig lächerlich hoch: Unser somalischer Koch Diria bekommt 40 Rupien monatlich, das heißt ein Gehalt, für das man in Europa einen guten Chefkoch bekommen kann. Ein einfacher „Camel-man“, also Kameltreiber, erhält 15 Rupien im Monat, ohne die Geschenke zu rechnen, die allen Leuten der Karawane ohne Ausnahme bei jeder wichtigeren Gelegenheit zu geben Sitte ist. Für die Shikaris, also die Begleitjäger, habe ich gleich am ersten Tag nach dem Aufbruch aus Berbera eine feste Taxe für Geschenke festgesetzt, die ungeheuer auf ihr Selbstwertgefühl wirkt; indem sie einen Wettbewerb unter ihnen schafft, dient sie ungemein dazu, ihren guten Willen und ihren Fleiß anzuspornen. Wir zahlen unseren Shikaris zwei Goldstücke (2 englische Pfund) für einen erlegten Löwen, ebenso viel für einen Elefanten, für ein Nashorn ein Stück; es geht dabei nicht so sehr um den Wert des Geldes, sondern eben um den Wetteifer, der uns nur zugutekommen kann.

KAPITEL IV

1. März.

Der erste Tag des dritten Monats, den wir in Afrika verbringen, bereicherte unsere Strecke um eine schöne Trophäe. Zamoyski errang sie, und es war ein Elefant, bereits der dritte

auf unserer Liste. Ich befand mich selbst auf seiner frischen Fährte, als ich morgens in Gembesi vom Anstand aufbrach, in dem ich, wie üblich, erfolglos die Nacht verbracht hatte. Wir folgten der Fährte ein Stück, aber meine Leute, wie ermüdet und nicht sonderlich eifrig, hielten die Spur nicht sehr geschickt. Wir verloren sie im Dickicht und hohen Gras; Osman suchte sie nur träge wieder. Entmutigt nach einer schlaflosen Nacht, kehrte ich ins Lager zurück. Dort traf ich Achmed Dzama an, der mit Apollinaris aus Berbera gekommen war, aber ohne die von uns erwartete europäische Post; man hatte sie nach Hergeisa geschickt, und der Bote war auf dem Weg an Achmed Dzama vorbeigegangen.

Zamoyski, ermuntert durch meine Erzählung von der frischen Elefantenfährte, machte sich mit seinen Leuten auf den Weg. Die Sonne neigte sich dem Untergang zu, als der von weitem ins Lager dringende Siegesgesang der Somalier verkündete, dass das stärkste Wild durch die Hand unseres Gefährten gefallen war.

Ehui, Zamoyskis Shikari, nahm die Fährte des Elefanten dort auf, wo mein Osman sie verlassen hatte, und erreichte das Tier nach einem vierstündigen Marsch. Der Elefant stand unter einer Akazie, fächerte sich mit den Ohren Kühlung zu und gab laute Töne von sich. Zamoyski war, als er ihn erblickte, 40 Schritte von ihm entfernt; er schlich näher heran und schoss von der Seite hinter das Ohr. Der Riese brach im Feuer von einer Kugel zusammen. Ein schönes Stück, ein Bulle mit prächtigen Stoßzähnen, von denen einer, ähnlich wie bei meinem, abgebrochen war.

Von einer Fährte erlegten wir also drei Elefanten, davon zwei starke Bullen. Ich gestehe offen, dass mir nach der unglücklichen Begegnung mit ihnen am 19. Januar wenig Hoffnung geblieben war, dass wir so glatt mit den Dickhäutern abrechnen könnten.

Schwieriger ist es leider mit den Löwen von Farfanieru. Der heutige Tag verging mit Diskussionen und Beratungen mit Alikhar bezüglich unserer weiteren Pläne. Das Resultat ist die Kapitulation, die ich den hiesigen Löwen unterschreibe, indem ich mich besiegt vom Schlachtfeld zurückziehe. Es ist unmöglich, hier noch mehr Zeit zu verlieren; das Wasser in den Teichen trocknet aus. Aus der Gegend von Hodaju berichten sie von vielen Löwen; so fiel die Entscheidung zum Aufbruch in jene Gegend. Siebzehn Nächte, die erfolglos in Anständen verbracht wurden, gaben den Ausschlag für den Sieg der großen Katzen.

Hodaju liegt vier Marschstunden in nordöstlicher Richtung vom letzten See in Farfanieru entfernt. Auch hier ist der Teich bis zum Grund ausgetrocknet, der den Namen des Ortes Hodaju trägt. Unsere Leute gruben im Schlamm eine tiefe Grube, in der sich Wasser zeigte, und dank dessen werden wir hier einige Zeit bleiben können. Unser Tross hat sich um einige Kamele verringert, die mit Achmed Dzama und dem Nashornjungtier nach Berbera geschickt wurden.

Seit einigen Tagen hat sich das Wetter geändert; schwarze Wolken hingen am nördlichen Horizont, wie Vorboten der nahenden Regenzeit, und ein paar Mal hat Regen tatsächlich die Erde benetzt, kurz und spärlich, aber ausreichend, um die Temperatur abzukühlen und zu erfrischen. Über das Klima von Somaliland können wir uns nicht beklagen; seine wunderbaren Eigenschaften schreibe ich dem Umstand zu, dass wir uns ständig auf einer hohen Hochebene befinden, wodurch die stets leichte und frische Luft die tägliche Hitze erträglich macht. Ohne den schrecklichen Wassermangel wäre dies ein ideales Land. Aber genau dieser negative Umstand macht sich oft bemerkbar und kann quälend sein.

Unser Lager wurde am Ufer des ausgetrockneten Teiches aufgeschlagen; unweit wurden zwei Anstände für den nächtlichen Hinterhalt gebaut. Frische Fährten von Löwen und Nashörnern machen Mut, dass wir uns immer noch im Bereich der Reviere des stärksten Wildes befinden. Unzählige Scharen von Perlhühnern verbergen sich im Gebüsch; wir schießen heimlich ein paar Stücke täglich für die Küche, zum großen Verdruss Alikhars,

der das Knallen auf Vögel nicht mag und ständig droht, dass wir dadurch das starke Wild verscheuchen.

Ich habe hier zwei Arten von Perlhühnern unterschieden: eine identisch mit unserem Hausperlhuhn, die andere verschieden, von blauer Farbe, mit langen violetten Federn unter dem Bauch, ebensolchen Schwingen und einer Art braunem Pelzstreifen auf dem Kopf (*Numida vulturina*). Beide Arten sind in ganz Somaliland verbreitet, sie halten sich vorzugsweise in offenen Gegenden an den Ufern von Flüssen oder Teichen auf; leicht anzuschleichen, bieten sie Gelegenheit zu zahlreichen Schüssen: Aufgeschreckt laufen sie flink auf den Läufen weg, und wenn sie auffliegen, fallen sie unweit wieder ein, weshalb man sie erneut anschleichen kann. Sie sind bei Jägern immer gern gesehen und stellen eine leicht zu erringende, exzellente Bratenbeilage für die Feldküche einer Jagdexpedition dar.

Mit der Nacht und den Hinterhalten will es leider nicht glücken. Jede Nacht ohne Ausnahme verbringen wir in Anständen, aber ohne Erfolg. Die Löwen sind im Dschungel, sie lassen sich hören, aber sie wollen sich dem Köder nicht nähern. Gestern vollendete ich die Zahl von zwölf Nächten, die ich fruchtlos unter freiem Himmel verbrachte, aber ich gehe heute wieder, werde morgen gehen usw., solange ich in Somaliland bin und solange sich die Gelegenheit bietet.

Eine seltsame Leidenschaft ist das Jagen, die man mit Unbequemlichkeiten, Mühe und Anstrengungen bezahlen muss, und die dennoch immer wieder frisch und unerloschen erwacht. Sie, wie alle menschlichen Schwächen, mit gesundem Menschenverstand beurteilen zu wollen, ist unmöglich; eher lässt sie sich durch den unstillbaren Drang nach außergewöhnlichen Eindrücken und die Gier nach Befriedigung eben jenes Gefühls erklären, das man Jagdleidenschaft nennt. Anstatt Beute bringt man oft schlechte Laune, Ermüdung, sogar Krankheit mit nach Hause, und dennoch ist man am nächsten Tag wieder bereit, dieselbe Mühe auf sich zu nehmen, voller neuer Kräfte und niemals erlöschender Hoffnung, immer vorwärts getrieben von derselben ewig brennenden Gier nach neuen Emotionen und ungewöhnlichen Abenteuern.

Als ich am Abend in den Anstand kroch, wäre ich fast auf eine Giftschlange von schwarzer Farbe getreten und hätte sie mit der Hand berührt, deren Biss den sofortigen Tod herbeiführt. Meine Leute stöhnten vor Entsetzen auf und begannen Gebete zu flüstern, wobei sie den Namen Allahs anriefen. Ich gestehe, dass dies einen unangenehmen Eindruck auf mich machte und ich die ganze Nacht im Anstand nicht schlafen konnte, wobei ich ständig den Boden und die Zweige absuchte, ob das unheilvolle Reptil nicht in der Nähe sei.

2. März.

Es versteht sich von selbst, dass die dreizehnte im Anstand verbrachte Nacht schon wegen der fatalen Zahl nicht erfolgreicher als die vorherigen sein konnte. Achmet Dzama brach gestern mit dem jungen Nashorn, der Kuh und zahlreichen Packen mit Hörnern, Fellen und verschiedenen Trophäen nach Berbera auf, mit dem Auftrag, in zwanzig Tagen zurückzukehren und uns zu treffen.

Nach einer großen Beratung mit Alikhar bezüglich der künftigen Route und Pläne wurde beschlossen, dass eine Aufteilung der Karawane erfolgen soll: Grudziński mit seinen Leuten, einem Zelt und dem unentbehrlichen Vorrat an Wasser und Lebensmitteln zieht sich nach Südwesten in die Gegend von Farfanieru und Gembesi zurück; ich werde mich direkt nach Süden zu dem Ort namens Sammanieh begeben; Zamoyski soll hingegen in Hodaju mit dem Haupttross der Leute und Alikhar bleiben.

Eine solche Aufteilung einer Jagdkarawane unter ihre Teilnehmer ist in vielerlei Hinsicht ratsam und sehr praktisch; indem sie die Grenzen des Reviers eines jeden Jägers ausweitet, ermöglicht sie ihnen, ohne Zeitverlust gleichzeitig an mehreren Stellen zu jagen, und vergrößert für jeden die Chancen auf Beute, wobei einer dem anderen nicht in die Quere kommt und jeder die Bedingungen des jeweiligen Geländes für sich ausnutzen kann.

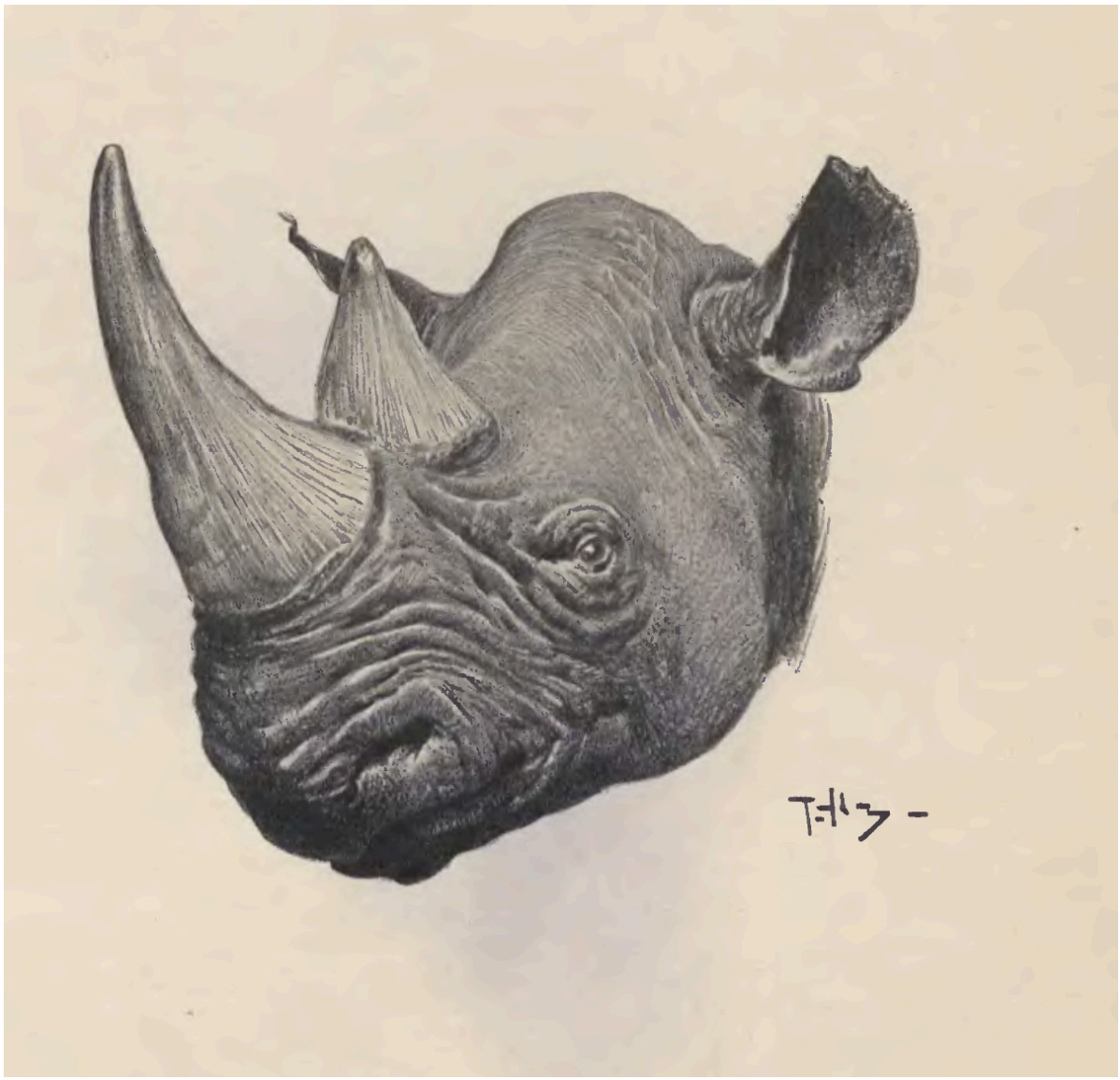
Zamoyski blieb, wie erwähnt, in Hodaju, wo täglich gesichtete frische Löwenfährten zum weiteren Kampf mit ihnen ermutigen. Alikhar tut, was er kann, baut Anstände an verschiedenen Stellen, hat sogar einige Esel und Kamele frei in den Dschungel laufen lassen, um einen größeren Köder zu bieten. Die Not besteht lediglich beim Wasser, dessen Vorrat in den gegrabenen Löchern zusehends schwindet, und es besteht die

ständige Furcht, dass wir aufgrund seines Mangels gezwungen sein werden, diese Gegend zu verlassen. Unterdessen bereiten Grudziński und ich uns vor, jeder in seine Richtung, und der heutige Tag verging mit dem Umpacken der Sachen und der Vorbereitung von Vorräten und Proviant für sechs Tage für jeden von uns.

6. März.

Grudziński brach gestern vor Abend auf, ich hingegen heute im Morgengrauen; nachdem ich mich von Zamoyski verabschiedet hatte, der gerade vom Anstand zurückkehrte, machte ich mich auf den Weg nach Sammanieh. Ich habe nur fünf Kamele bei mir, von denen eines Wasser trägt, eines mit dem Zelt beladen ist und der Rest meinen Proviant und den Lebensmittelvorrat für die Leute trägt.

Der Weg, oder vielmehr ein schmaler Pfad, windet sich in südlicher Richtung durch niedrigen, verkrüppelten Dschungel, unansehnlich, ewig und überall eintönig, in dem nur das monotone Krächzen der Perlhühner die Landschaft belebt. Eine Marschstunde von Hodaju entfernt kreuzte ich eine frische Nashornfährte; da ich Zamoyski, der bisher noch keinem Nashorn begegnet war, die Gelegenheit zum Schuss geben wollte, schickte ich einen Boten zu ihm mit der Aufforderung, sich auf die Fährte zu begeben.



Vor Mittag erreichten wir das Ziel unseres Marsches am Ufer eines ausgetrockneten Sees, in dem mit den Händen gegrabene Löcher die Reste von dunkelbraunem, stinkendem Wasser enthalten, das uns für den mehrtägigen Bedarf ausreichen muss. Der Ort heißt

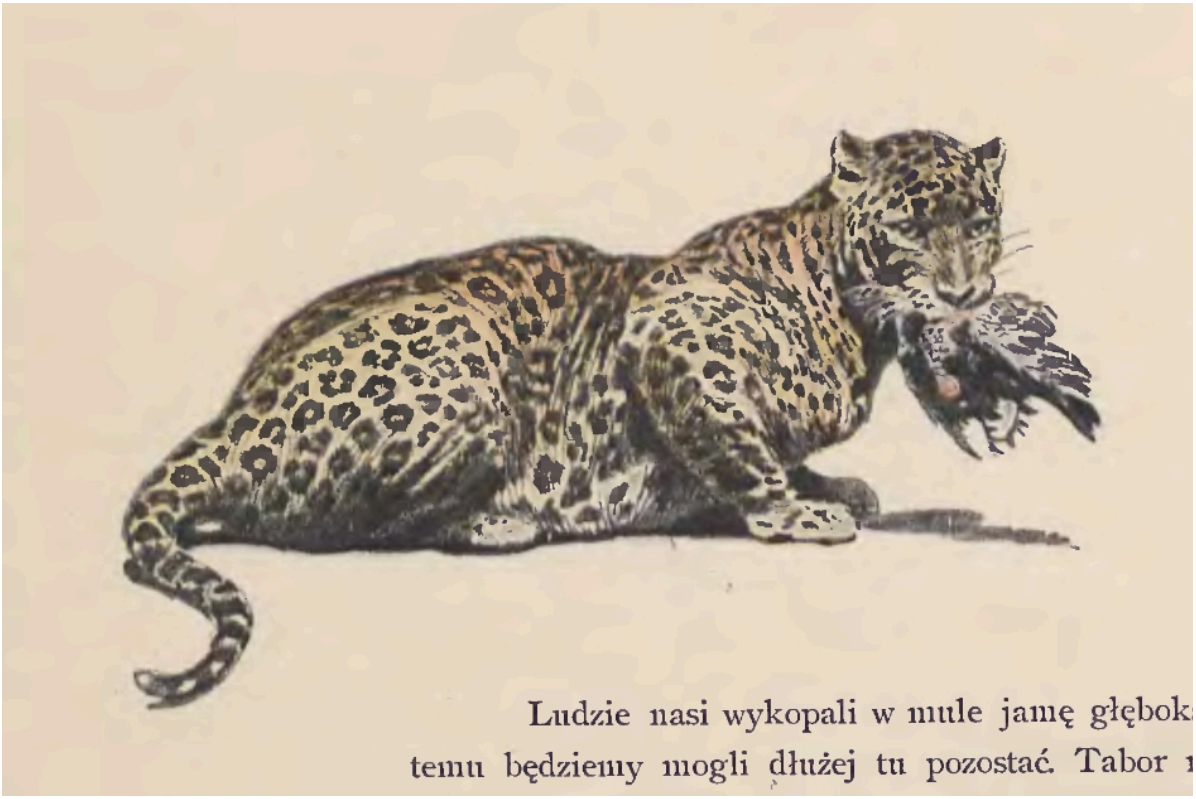
Sammanieh. Mein Zelt wurde am Ufer des Teiches im Schatten einer Akazie aufgeschlagen. Der Tross ist klein. Es ist einsam hier, still und leer, wie in einem Abgrund, fern von allem, was mit der Welt verbindet; ein Gefühl schrecklicher Einsamkeit überkommt einen unwillkürlich, aber keine Angst, denn es überwiegt der Zauber der gewaltigen Natur, mit der der Mensch verwächst und die ihren Liebhaber mit immer neuen Bildern bezaubert. Es fallen mir Worte einer einst gelesenen Poesie ein: Wie gut ist es auszuruhen, aufzuatmen nach der Plage, Wie gut, sich in den Schoß der Ruhe zu werfen, An nichts zu denken, nichts zu verlangen! Und in der Stille auf die Schönheit dieser Erde zu blicken!... Ich schickte die Leute zur Erkundung in den Dschungel und verließ das Lager heute nicht mehr, während ich auf ihre Rückkehr wartete.

Der nächste Tag brachte mir keine große Beute. Im Morgengrauen aufgebrochen, kehrte ich erst kurz vor Sonnenuntergang zurück; elf Stunden lang streifte ich im Dschungel auf Nashornfährten umher, ohne einem zu begegnen. Ich stieß auf einer Lichtung auf eine äsende Rotte afrikanischer Wildschweine und erlegte zwei Stücke daraus, eine Bache und einen Überläufer. Wieder gab es Ärger mit dem Wildbret, das ich nicht nur selbst abschneiden, sondern auch den halben Tag tragen musste, da kein Somalier es berühren wollte. Von anderem Wild sah ich einen hier seltenen, einzelnen Oryx, eine Menge kleiner Dik-Dik-Antilopen; mein Shikari erblickte im Dickicht einen großen Kudu, aber das vorsichtige Tier verschwand im Augenblick, noch bevor ich es erblicken konnte.

Nach der Rückkehr ins Lager fand ich dort die Nachricht vor, dass am Teich, unweit des Zeltes, frische Fährten von zwei Löwen aus der vergangenen Nacht zu sehen sind, die wir, als wir im Dunkeln aufbrachen, nicht gesehen hatten. Man baute hundert Schritte vom Zelt entfernt einen Anstand, und ich verbrachte die folgende Nacht darin bei einem Esel, sah aber nichts. Den ganzen nächsten Tag ging ich wieder hinter Nashörnern her, begegnete aber heute überhaupt keinem Wild.

Trotz der Enttäuschungen, der Mühe und der Erschöpfung liebe ich diese Wanderungen durch den Dschungel; die unaufhörliche Erwartung, ob man nicht jeden Moment auf starkes Wild trifft, lässt keine Langeweile aufkommen, und tausende neue Details der fremdartigen Fauna und Flora verleihen diesen einsamen Spaziergängen einen außergewöhnlichen Reiz. Im Lager fand ich einen Boten aus Hodaju mit einem Brief von Zamoyski vor, der die gute Nachricht enthielt, dass das Nashorn, von dessen Fährte ich ihn neulich benachrichtigt hatte, durch seine Hand gefallen ist und dass er in derselben Nacht einen Leoparden am lebenden Köder erlegt hat.

Die Jagd heißt auf Russisch „Ochota“ (Lust/Jagd), und es gibt in dieser Sprache ein Sprichwort, das besagt, dass „die Jagd schlimmer als Gefangenschaft“ sei. Bei uns bezeichnet dieses Wort die Bedingung, die zum Jagen notwendig ist, denn wenn die wahre und aufrichtige Lust fehlt, dann kann das Jagen tatsächlich schlimmer als Zwang werden. Ich wiederhole mir das jeden Morgen, wenn ich aus dem Anstand krieche, müde, steif, voller Schmerzen nach dem harten Nachtlager auf der nackten Erde oder dem unbequemen Stühlchen, verärgert, dass mir bisher kein einziges Mal der Hinterhalt auf den Löwen geglückt ist. Die heutige Nacht hat mich besonders geplagt. Ich hörte einen Löwen von Mitternacht bis zum Morgengrauen: Er lief umher, knurrte, seufzte, stöhnte, kreiste um den Anstand, und jeden Augenblick dachte ich, dass er den Esel schlagen würde; er schlich sich so nah an das Lager heran, dass die Nachtwache ihn sah und die Kamele zur Flucht aufsprangen – aber sich dem Köder zu nähern, geruhte er nicht. Gegen Morgen verschwand er im Dickicht und war weg.



Ludzie nasi wykopali w mule jamę głębok
temu będziemy mogli dłużej tu pozostać. Tabor

Eine solche Nacht, wenn der Löwe in der Nähe ist und jeden Augenblick erwartet wird, lässt an Schlaf nicht denken; im Anstand darf man sich nicht rühren – kaum zu atmen wagt der Mensch, um bloß nicht durch eigene Unvorsichtigkeit das Tier zu verscheuchen. Doch trotz aller Bemühungen, sich still zu verhalten, ist man nicht in der Lage, die ganze Nacht wie eine Statue auszuharren; unwillkürlich bewegt man sich, atmet tiefer auf oder räuspert sich, und das kann ausreichen, damit das wachsame Tier in der nächtlichen Stille ein Geräusch aus dem Anstand hört und es nicht wagt, sich dem Köder zu nähern.

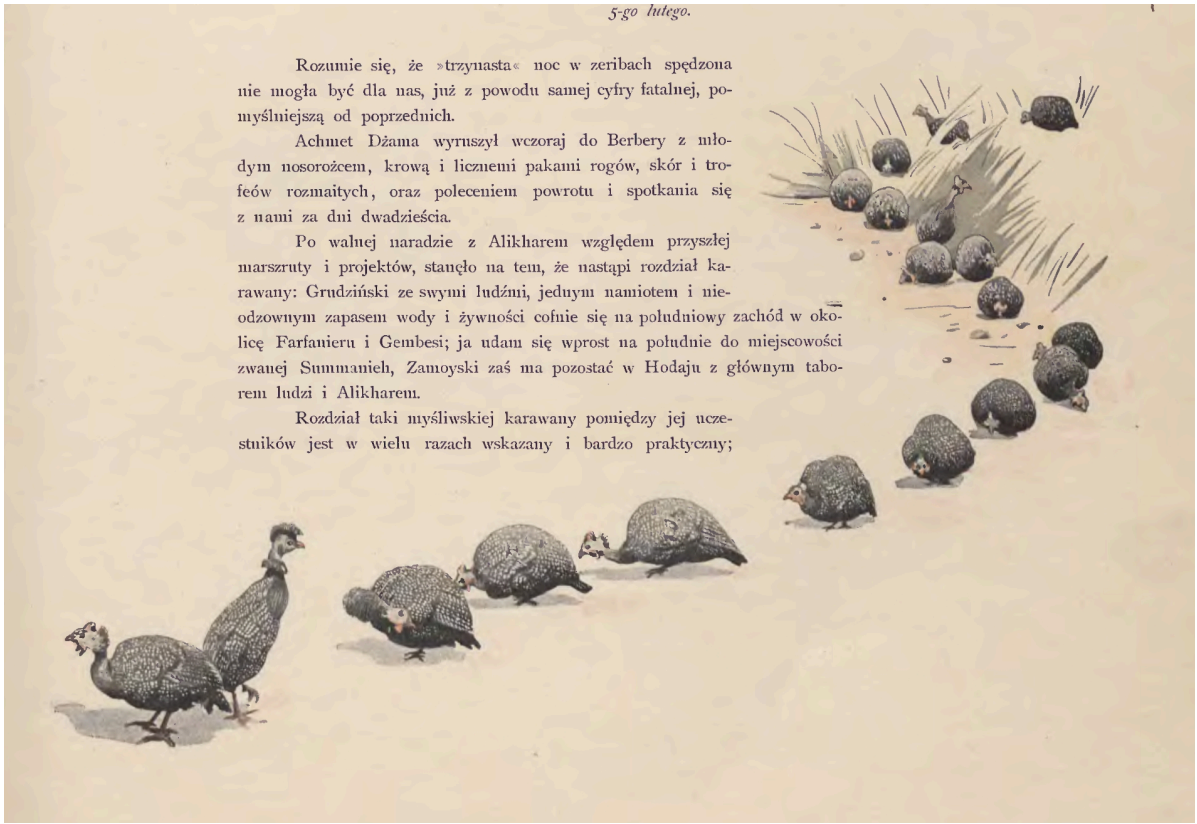
Die fruchtlosen Nächte belohnte St. Hubertus mit einem schönen Morgen. Vom Anstand zurückgekehrt, schickte ich Leute zur Erkundung nach frischen Fährten aus, und nach einem Augenblick kam ein Somalier mit dem Bericht gelaufen, dass er eine halbe Wegstunde vom Lager entfernt ein äsendes Nashorn angetroffen habe. Wir nahmen alsbald die frische Fährte auf und erreichten nach einem einstündigen Marsch das Tier, das sich unterdessen schon ein Stück Weges entfernt hatte.

Osman erblickte es zuerst und zeigte es mir im Gras liegend; es war uns mit der Brust zugewandt, so dass aus dem hohen Gebüsch nur das Horn und die Oberseite des Schädels herausragten. Es schlief fest und ahnte die Gefahr nicht. Da ich nur den Kopf zehn Schritte vor mir sah, gestehe ich, dass ich einen Augenblick zögerte, ob ich in dieser Position schießen oder versuchen sollte, es von einer anderen Seite anzuschleichen; denn es war wahrscheinlich, dass ich, wenn ich das Tier nicht auf der Stelle lähmte, in dem Dickicht, das mir den Rückweg versperrte, in einem Augenblick unter sein Horn und seine Beine geraten könnte. Die Überlegung dauerte jedoch nur kurz: Ich zielte auf den Kopf und gab Feuer. Ein Krachen entstand im Dickicht, das Tier sprang mit einem Poltern auf und stürzte auf mich zu. Mechanisch spannte ich den zweiten Hahn und schoss fast aus der Hüfte auf die gestaltlose Masse, die sich auf mich wälzte. Es überschlug sich im Feuer unter meinen Füßen, getroffen von der glücklichen Kugel im Kreuz, die ihm das Rückgrat zertrümmerte und es auf der Stelle festhielt.

In solchen Fällen, wenn das Leben von einer Kugel abhängt, hat man die Möglichkeit zu schätzen, was eine erstklassige Waffe mit entsprechender Ladung bedeutet und wie notwendig es ist, sich in dieser Hinsicht ordnungsgemäß auszurüsten. Keine „Express

Holland“ noch „Mannlicher“, und wäre sie mit Dynamit geladen, ersetzt im oben beschriebenen Fall, wo man das Tier auf der Stelle fällen muss, ein schweres Kaliber mit einer riesigen Kugel mit Stahlspitze und acht Drachmen Pulver.

Das erlegte Nashorn war ein Bulle mittlerer Größe mit einem nicht allzu großen Horn. Bei der Untersuchung der Schüsse zeigte sich, dass die erste Kugel, auf das schlafende Tier von vorn geschossen, nur oberflächlich über den Schädel geglitten war, ohne den Knochen zu verletzen; das Tier war also völlig gesund und nur etwas betäubt, bevor es aus seinem Lager aufsprang, und dank dessen hatte ich Zeit, den zweiten Hahn zu spannen und ihm in die Flanke zu schießen.



5-go lutego.

Rozumie się, że »trzynasta« noc w zeribach spędzona nie mogła być dla nas, już z powodu samej cyfry fatalnej, pomyślniejszą od poprzednich.

Achmet Dżama wyruszył wczoraj do Berbery z młodym nosorożcem, krową i licznemi pakami rogów, skór i trofeów rozmaitych, oraz poleceniem powrotu i spotkania się z nami za dni dwadzieścia.

Po walnej naradzie z Alikharem względem przyszłej marszruty i projektów, stanęło na tem, że nastąpi rozdział karawany: Grudziński ze swymi ludźmi, jednym namiotem i nieodzownym zapasem wody i żywności cofnie się na południowy zachód w okolicę Farfanieru i Gembesi; ja udam się wprost na południe do miejscowości zwanej Summanieh, Zamoyski zaś ma pozostać w Hodaju z głównym taborem ludzi i Alikharem.

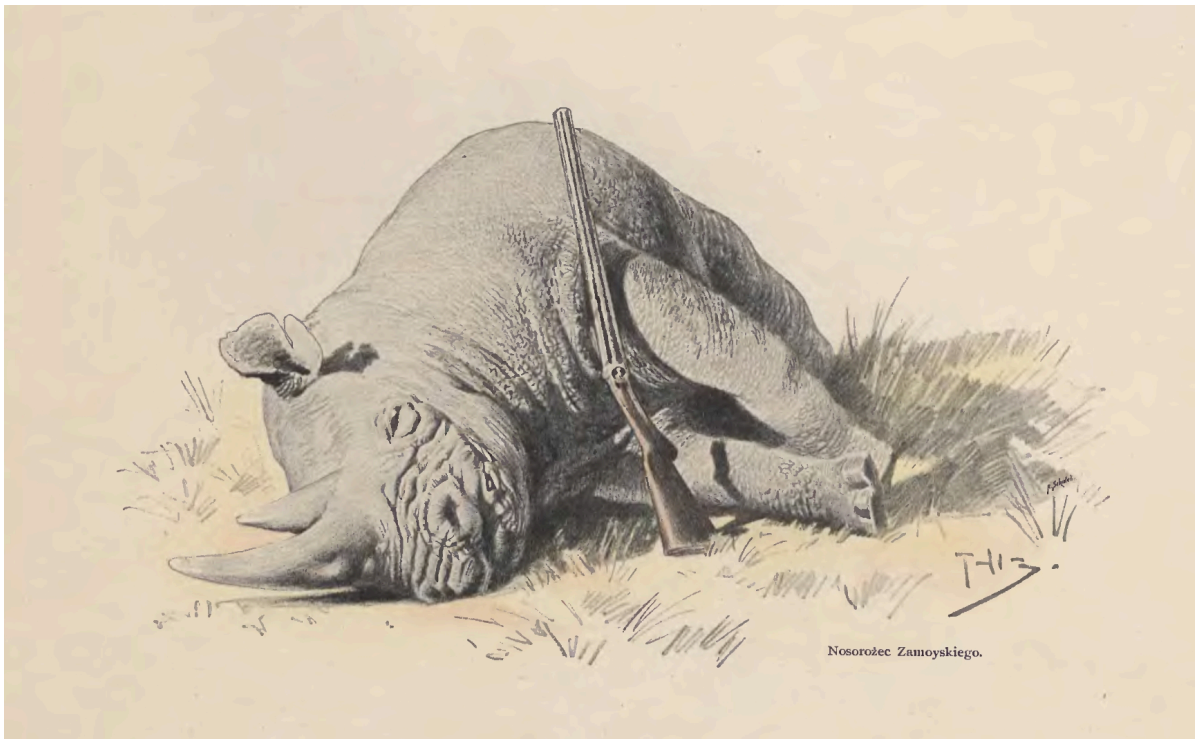
Rozdział taki myśliwskiej karawany pomiędzy jej uczestników jest w wielu razach wskazany i bardzo praktyczny;

An derselben Stelle, wo ich zwei Tage zuvor vergeblich nach einer frischen Fährte gesucht hatte, stieß ich heute nach dem Erlegen des ersten Nashorns auf die frische Spur eines zweiten Stücks. Nachdem ich einen der Leute beim erlegten Tier zurückgelassen hatte, machte ich mich hinter dem zweiten her, allein mit Osman. Nach drei Stunden Umherstreifen im dunklen Dschungel fanden wir das Tier auf einem offenen Platz, schlafend unter einem Baum mit bis zum Boden hängenden Ästen, wie unter einem Sonnenschirm. Diesmal hörte uns das Nashorn zuerst, sprang auf, prustete und begann, als ob es unentschlossen wäre, in welche Richtung es angreifen sollte, recht langsam aus seinem Versteck hervorzukommen. Ich schoss schnell aus beiden Läufen auf etwa 30 Schritte. Das Tier drehte sich nach dem Schuss im Kreis, zögerte, suchte uns mit den Augen, konnte uns aber im Schutz der Sträucher nicht erblicken und fiel schwer schnaufend auf den offenen Platz rechts von mir. Ich hatte Zeit zu laden und schoss noch drei Mal in die Flanke, bevor das Tier mit vier Kugeln in sich tot zusammenbrach; davon waren zwei tödlich von beiden Seiten in der Kammer, eine im Hinterteil und eine tief im Schulterblatt. Trotz der Kraft des Geschosses ist die Kugel nicht in der Lage, den riesigen Körper ganz zu durchschlagen, und bleibt gewöhnlich auf der anderen Seite unter der Haut stecken. Das erlegte Stück war ein Bulle von kolossalen Ausmaßen mit einem Horn von vierzig cm Länge. Die Leute sagen, dass sie schon lange kein so riesiges Stück mehr gesehen haben.

Beim Blick auf das daliegende Ungetüm mit dem monströsen Kopf und den unförmigen Gestalten ist es schwer zu glauben, dass diese Riesen vor vielen tausend Jahren Europa vom Ural bis Frankreich bewohnten, wie die zahlreichen Knochenreste und vollständigen Skelette beweisen, die in jüngster Zeit hier und da in den Flüssen Sibiriens und im nördlichen Teil Europas gefunden wurden.

Das vorsintflutliche Nashorn (*Rhinoceros tichorhinus*) war ein gewöhnliches Tier in den Gebieten des alten Polens, und die in Galizien gefundenen und hervorragend konservierten Schädel dieses Dickhäuters, die sich im Graf-Dzieduszycki-Museum in Lemberg befinden, sind ein unumstößlicher Beweis dafür, dass dieses Tier einst sogar unsere Urwälder bewohnte.

Wie ich oben erwähnte, halten die englischen Naturforscher das Nashorn von Somaliland für eine andere Art als das gewöhnliche *Rhinoceros bicornis*, das sich in Zentralafrika findet. Sie nennen es „Black Rhino“, also schwarzes Nashorn, wegen der angeblich dunkleren Hautfarbe. Brehm unterscheidet jedoch in seinem monumentalen Werk über das Tierleben die somalische Nashornart nicht als eigenständige Art, vielleicht weil sie ihm noch unbekannt war. Er schreibt unter anderem auch, dass Nashörner wie Elefanten ohne Wasser nicht auskommen können und dass sie sich niemals in größerer Entfernung von Flüssen, Teichen und Sümpfen befinden. Ich erlaube mir, dieser Meinung die durch eigene Erfahrung bestätigte Tatsache entgegenzuhalten, dass die Nashörner im Grenzgebiet des somalischen Haud Gegenden absoluter Wasserlosigkeit bewohnen, die von Wasserstellen so weit entfernt sind, dass sie diese nicht besuchen können. Zudem hatte ich Gelegenheit, mich bei tagelangem Nachstellen der Nashörner davon zu überzeugen, dass dieses Tier in bestimmten Jahreszeiten den wasserlosen Dschungel überhaupt nicht verlässt und seinen Durst durch das Verzehren von Pflanzen aus der Gattung der Kakteen stillt, die eine gewisse Dosis Feuchtigkeit in sich tragen.



Ich habe mich oft bei den Einheimischen nach der Lebensweise der Nashörner erkundigt und fand in ihren Erzählungen die Bestätigung meiner Vermutung, dass die Dickhäuter Somalilands sich, wie übrigens die gesamte Fauna dieses Landes, durch eine unerklärliche, seltsame Widerstandsfähigkeit gegen den Mangel an Tränke auszeichnen. Dies widerlegt

die in der Naturgeschichte fest verankerte Meinung, dass Pachydermen ohne Wasser nicht auskommen können.

Schon die Alten kannten das Nashorn, doch da sie keine klare Vorstellung von ihm hatten, hielten sie es für eine Art apokalyptische Bestie, über die man sich von Plinius bis Marco Polo kein treffendes Bild zu machen wusste. Bis zum heutigen Tage ist dies ein Tier, das hinsichtlich seiner Gewohnheiten, seiner Fortpflanzung und Lebensweise noch nicht erschöpfend erforscht ist und für wissenschaftliche Spezialisten seit langem ein Gegenstand ungewöhnlicher Neugier und Studien darstellt. Umso mehr sorge ich mich um mein kleines Nashornjungtier, das ich allzu gerne lebend nach Europa bringen möchte.

Ich kehrte frühzeitig mit der prächtigen Trophäe von zwei Nashörnern ins Lager zurück und wurde mit freudigen Rufen der braven Somalier begrüßt. In einem solchen Augenblick vergisst man schnell die kargen vorangegangenen Tage und die Beschwerlichkeiten der langweiligen, in den Anständen verbrachten Nächte; ein Moment des Erfolgs reicht aus, um den Eindruck langer Enttäuschungen und Mühen zu tilgen. Im Herzen des Jägers bleibt kein Unbehagen, kein falscher Unterton zurück; es herrscht in ihm in diesem Augenblick allein das Gefühl aufrichtiger Zufriedenheit über die Stillung einer edlen Leidenschaft vor.

[1]) Im Dzieduszycki-Museum in Lemberg befinden sich zwei Schädel des wolligen Nashorns (*Rh. tichorhinus* Cuv.), die hervorragend erhalten sind. Einer davon wurde im Fluss San beim Dorf Walawa gefunden, der andere ist ein Geschenk des ehemaligen Statthalters von Galizien, Agenor Graf Gołuchowski, gefunden in einem Bach bei Kałusz. Darüber hinaus gibt es im erwähnten Museum Teile des Schädels und des Skeletts dieses einstigen Bewohners unseres Landes, gefunden im San bei Radymno, Sieniawa, bei Rudki, am Horyń, in Bukaczowce und Konty, im Dnjestr-Tal, bei Rzeczka, Czechówka, in Bałajkowiec usw.

[2]) Brehms Tierleben, Bd. III, S. 521.

NOSOROŻEC (RHINOCEROS BICORNIS.)

Geschicklichkeit. Darin liegt eben der ganze Zauber der Jagd; Jahrhunderte vergingen, Generationen und Sitten wandelten sich, doch die Menschen jagten stets und stellten das Waidwerk an die Spitze der edelsten ritterlichen Vergnügnungen – von der fernen heidnischen Epoche der Diana bis in neuere Zeiten, in denen unsere Vorfahren es unter den Schutz des heiligen Patrons stellten.

Die Somalier schnitten riesige Fleischportionen aus den erlegten Nashörnern und kündigen für den Abend ein Bankett an, das die ganze Nacht dauern soll. Abgesehen davon, dass dieses Fleisch sehnig und zäh ist, erscheint es nicht widerwärtig und ist sicher nicht schlechter als etwa das Kamelfleisch, das hierzulande so hoch geschätzt wird. Kaum war die Sonne untergegangen, entstand Lärm im Lager; auf den glühenden Feuerstellen braten Nashornsteaks, und laut und fröhlich geht es in der Gruppe meiner Leute zu, deren Gemütsverfassung stets mit dem Erfolg der Expedition verknüpft ist und im Verhältnis zum günstigen Resultat steigt.

10. Februar.

Vom heutigen Tage habe ich eine wie üblich fruchtlos in der Seriba verbrachte Nacht zu notieren sowie eine unangenehme Feststellung, die meine Leute machten: Das Wasser in den Gruben nimmt nicht zu. Wir haben den Vorrat erschöpft, und in den frisch gegrabenen Löchern ist über Nacht nur so viel nachgelaufen, wie als Minimum für die Bedürfnisse meiner Leute unerlässlich ist. Das Pony musste ich zurückschicken, da es für ihn an Wasser fehlte, und die Kamele haben seit Hodaju nicht getrunken. Die Shikaris, die zur Aufklärung in den Dschungel geschickt worden waren, kehrten zurück, ohne frische Fährten gefunden zu haben; sie berichten jedoch, dass um das Aas des gestern erlegten Nashorns Spuren von Leoparden aus der vergangenen Nacht sichtbar seien. Ich ordnete an, sofort eine zweite Seriba an dieser Stelle zu errichten.

In Ermangelung stärkeren Wildes machte ich mich mit der Schrotflinte auf die Jagd nach Dik-Diks. Der Dschungel wimmelt von diesen Zwergen des Antilopengeschlechts, die kleiner als ein Hase sind. Es sind Rehkitz-Miniaturen von lieblicher Gestalt. Ich erlegte vier Stück und bemerkte, dass sie von einer anderen Art sind als die zuvor im nördlichen Teil des Landes erlegten; sie zeichnen sich durch ein Büschel dichten Haares aus, das zwischen den Hörnern wächst, und durch eine drollig verlängerte Oberlippe, die wie bei einem Tapir über den Unterkiefer reicht. In der Sprache der Einheimischen wird diese Varietät „Gussuli" genannt, und man trifft sie im Dschungel auf Schritt und Tritt, meist paarweise, manchmal zu dritt, höchstens zu viert. Erschrocken geben sie einen weithin hörbaren Pfiff von sich, mit dem sie oft das starke Wild alarmieren.

Die Gussuli bewohnen den südlichen Teil des Ogaden; nach Norden hin und im Haud gibt es sie nicht; dort werden sie ebenfalls durch Zwergantilopen ersetzt, die auf Somalisch „Golas" (*Madoqua Phillipsii* und *M. Swaynei*) genannt werden, welche gemeinsam mit den Gussuli von den Einheimischen „Sakkaro" oder „Dik-Dik" gerufen werden. Bei Brehm konnte ich keine Beschreibung und keinen lateinischen Namen für die Gussuli finden, die erst vor einigen Jahren von englischen Naturforschern unter dem Namen *Madoqua Guentheri* klassifiziert wurden.

Dik-dik

Der Wassermangel zwingt uns zum Rückzug. Die Leute erhielten je ein Glas der hässlichen Flüssigkeit, die hier als Wasser bezeichnet wird; zum Kochen und für meinen Tee reichte es nicht mehr. Von meiner täglichen Ration von zwei Flaschen Apollinaris musste ich heute eine an Ferek abtreten. Zwei furchtbar elende Ogaden-Bewohner schleppten sich am Abend herbei, ganz vom Webi Schebeli kommend; sie beschäftigen sich mit dem Sammeln von Gummi, suchen Wasser und gehen nach Farfanier, das acht Marschstunden entfernt liegt, nur um ihren Durst zu stillen. Seit 48 Stunden hatten sie nicht getrunken und verzehrten gierig den Becher der schwarzen Flüssigkeit, die ihnen unsere Leute überließen. Ein liebliches Land zum dauerhaften Wohnen, wo man für einen Schluck Wasser achtundvierzig Stunden gehen muss und sich glücklich schätzen darf, wenn man überhaupt welches bekommt.

Graf Coudenhove erlegte, nachdem er 17 Nächte erfolglos in Seribas verbracht hatte, am achtzehnten Abend vier Löwen und schoss auf sechs. Dies trug sich in Somaliland vor zwei Jahren zu, und die Beschreibung jener denkwürdigen Nacht gehört zu den schönsten

Seiten der interessanten Jagderinnerungen aus Somaliland des Grafen Hoyos. Ich hatte die Hoffnung, dass vielleicht auch mir die achtzehnte Nacht Glück bringen würde. Leider vermehrte sie nur die Zahl der vergeblichen vorangegangenen Hinterhalte.

Ich bezog die Seriba beim Aas des Nashorns und ließ Ferek beim Esel am Seelein zurück. Ein Leopard kam früh und begann das Aas zu fressen; er stellte sich jedoch so hinter den Nashornkörper, dass ich ihn gar nicht zu sehen vermochte. Nachdem er sich sattgefressen hatte, verschwand er schließlich, ohne Gelegenheit zu einem Schuss gegeben zu haben. Nach Mitternacht drang der Knall zweier Schüsse von Ferek zu mir – ich war sicher, dass er auf einen Löwen geschossen hatte. Beunruhigt hat mich auch ständig ein Nashorn, das äsend durch den Dschungel striff. Krachend brach es Zweige, knirschte an Wurzeln, schnaubte und prustete und kam so nah an die Seriba heran, dass es schien, als würde es sie streifen. Sehen konnte ich es jedoch im Schatten der Nacht und im dichten Dickicht nicht.

Im Lager traf ich bei Tagesanbruch den glückseligen Ferek über einem erlegten Leoparden an; vor Aufregung hatte er aus beiden Läufen gleichzeitig gefeuert und das Tier auf der Stelle getötet. Ich kehrte noch mit Osman auf die Fährte des Nashorns zurück, das ich nachts von der Seriba aus gehört hatte; wir verfolgten es bis zum Mittag, doch es drehte sich so sehr im Dickicht auf felsigem Gelände, dass ich schließlich aufgab und zurück ins Lager eilte, wo der gepackte Tross und die durstigen Leute, die seit gestern keinen Tropfen Wasser mehr hatten, mit Ungeduld auf den Rückzug nach Hodaju warteten.

Das Hauptquartier erreichte ich vor dem Abend und traf dort bereits Grudziński an, der einen Tag zuvor von seinem einwöchigen Ausflug zurückgekehrt war. Ich erwähnte oben einmal, dass es zu Jagdzwecken praktisch ist, sich zu trennen, doch wie freudig ist es, sich wiederzutreffen! Wie angenehm vergehen die Stunden beim gemeinsamen Frühstück, beim Austausch der gewonnenen Eindrücke und beim Erzählen der erlebten Abenteuer! Und davon gab es reichlich, und jeder von uns brannte darauf, zu berichten.

Grudziński brachte prächtige Trophäen von zwei Nashörnern mit; er erlegte zudem zwei Hyänen und einige Dik-Diks. Zamoyski streckte außer dem Nashorn, das ich oben erwähnte, zwei Leoparden nieder: einen am lebenden Köder, den anderen am Aas seines Nashorns. Mit letzterem hatte er eine aufregende Begegnung, die sich dramatisch abspielte und beinahe tragisch geendet hätte.

NAJMNIEJSZA Z ANTYLOP.

Er ging am Abend zum Fleisch des Nashorns, neben dem er die Nacht im Hinterhalt verbringen wollte. Es war noch nicht ganz dunkel, als er sich dem Kadaver näherte und von weitem bemerkte, dass sich etwas daran befand, da sich das ganze Skelett durch heftiges Reißen bewegte. Der Leopard hatte sich so verbissen, dass er ganz in den Bauch des riesigen Körpers gekrochen war und die herannahenden Menschen nicht bemerkte. Nur sein Kreuz ragte über die Rippen des Gerippes hinaus, und darauf zielte Zamoyski und schoss. Das getroffene Tier quiekte auf und flüchtete in das Dickicht. Sie setzten ihm durch Sträucher und Gestrüpp nach, und der Shikari Said, der den angeschossenen Leoparden erspähen wollte, eilte den anderen einige Schritte voraus. Da ertönte ein Brüllen, und bevor Zamoyski sich mit dem Gewehr durchdrängen konnte, sprang der

Leopard auf Said zu, schlug eine Tatze um seinen Kopf, die andere um seine Schulter, verbiss sich und verletzte ihn erbärmlich. Der tapfere Somalier wehrte sich im Stehen, so gut er konnte, mit dem Kolben eines schweren Kalibers, auf dessen Griff die Spuren der scharfen Krallen des Leoparden als ewiges Andenken bleiben werden. Inzwischen kam Elmi herbei und begann mit einem Stock auf den Leoparden einzuschlagen, der wie auf einem Baum auf dem Menschen saß. Zamoyski, der daneben stand, konnte von der Waffe keinen Gebrauch machen, aus Furcht, den Menschen zu töten. Nach einigen Sekunden ließ der Leopard Said los und sprang zur Seite. Da streckte ihn Zamoyski im Feuer aus drei Schritten Entfernung nieder. Die Wunden des armen Said erwiesen sich als recht tief, aber nicht lebensgefährlich. Er konnte aus eigener Kraft ins Lager zurückkehren, wo er versorgt und seine Wunden verbunden wurden. Heute ist er gesund, nur den Arm trägt er noch in einer Schlinge.

Fünf Nashörner und drei Leoparden nebst kleinerem Wild vergrößerten somit unsere Strecke in der vergangenen Woche. Nur die Löwen entwischen ständig, und es ist unmöglich, ihrer habhaft zu werden. Zamoyski folgte zweimal frischen Fährten, einmal von zwei Stück, einmal sogar von vieren, die zusammen gingen. Beim zweiten Mal verloren sich die Spuren dieses Löwenrudels in offenem Gelände; es schien, als würde man jeden Augenblick auf die Tiere stoßen. Alikhar fragte Zamoyski sogar scherzhaft, ob er genug Munition für eine so große Gruppe dabei habe. Man kann sich die Erregung meines Gefährten vorstellen!... Nach einer Weile kehrten die Spuren leider um und führten in einen so dichten Dschungel, dass man auf ein paar Schritte nichts mehr sehen konnte. Ein Löwe schien im Dickicht dahinzuhuschen, von den Leuten gesehen, doch wegen des Gestrüpps konnte von einer Umstellung keine Rede sein, und man musste von der weiteren Verfolgung absehen. Meinen Gefährten erging es in den nächtlichen Hinterhalten nicht besser. Seit zwei Wochen hatte keiner von uns auch nur eine Nacht ausgelassen, doch ein Löwe wurde kein einziges Mal gesehen. Der Sieg blieb auf Seiten der Löwen, und ihr Triumph war umso endgültiger, als wir übermorgen Hodaju verlassen müssen.

Wir entschieden uns, uns erneut zu trennen, und es wurde vereinbart, dass Grudziński mit seinen Leuten und etwa fünfzehn Kamelen die westliche Richtung einschlug, in die Gegend von Karati zurückkehrte und von dort durch den Haud nach Tojo zog, während ich mit Zamoyski direkt nach Norden zum Ort namens Dumbureli gehe und von dort durch den Haud nach Tojo. Rendezvous in zwölf Tagen in Gellalo am nördlichen Ende des Haud.

Tojo nennt man eine ausgedehnte Ebene ähnlich der von Zeila, die wir zu Beginn unserer Expedition passierten, am zweiten Tag von Hargeisa, wie eine riesige Steppe, vergleichbar mit der Savanne von Rund-Kal. In Gellalo sollen wir auch Achmed Dirie auf seinem Rückweg von Berbera treffen.

Die Wasserfrage wird angesichts unserer Marschroute überaus wichtig, da von Hodaju bis zum Ende des Haud, d. h. etwa 4 Tage von Berbera, kein Tropfen davon zu finden sein wird. Den gesamten Vorrat für 10 Tage müssen wir von hier mitnehmen; glücklicherweise läuft in den gegrabenen Löchern so viel nach, wie für unsere Bedürfnisse unerlässlich sein wird. Die Kamele werden während der ganzen Zeit nicht getränkt, die Ponys hingegen erhalten jeden zweiten Tag zu trinken.

Zamoyski machte sich vor dem Mittag auf die frische Fährte eines Nashorns, über dessen Erscheinen unweit des Lagers am Morgen berichtet worden war. Ich blieb im Lager, beschäftigt mit dem Sortieren der Sachen, dem Verstauen des Proviants und den Vorbereitungen für den morgigen Aufbruch. Die Sonne ging unter, als wir von weitem den herandschwebenden Choral der Somalier hörten, der das Erlegen eines kapitalen

Tieres verkündete. Zamoyski hatte das Nashorn, das im Schatten eines Milchbaumes ruhte, nach dreistündigem Marsch erreicht und es auf der Stelle mit zwei Blattschüssen erlegt.

ZA ŻEREM.

Gestern vor Tagesanbruch verabschiedeten wir Grudziński, der mit 15 Kamelen in Richtung Karati abzog, und ich eilte mit Zamoyski direkt nach Norden nach Dumbureli, einem Ort, der mitten im Zentrum des Haud liegt. Ein Teil des Trosses blieb in Hodaju, von wo sie nach Maßgabe des Bedarfs Wasservorräte nachliefern sollen.

Nach einem ganztägigen Forciermarsch, bei dem ich mit meinem Gefährten vom Weg abwich, um das von ihm gestern erlegte Nashorn zu besichtigen und zu fotografieren, überraschte uns die Nacht im Dschungel, und das Lager wurde bei Einbruch der Dunkelheit in offenem Gelände aufgeschlagen, das spärlich mit Akazien und Mimosenbüschen bewachsen war. Da wir unterwegs frische Löwenspuren angetroffen hatten, kam Alikhar auf den Gedanken, für alle Fälle den Esel als Köder direkt an der Umzäunung des Lagers anzubinden, nur wenige Schritte von den Zelten entfernt.

Die vergangene Nacht und der heutige Morgen haben sich durch einen tiefen Eindruck in den Erinnerungen unserer Expedition eingeprägt. Farbig zu beschreiben, was geschah, übersteigt die Fähigkeit meiner Feder, daher notiere ich einfach die Ereignisse, wie sie aufeinanderfolgten.

Wir schliefen fest unter einem Zelt und genossen das bequeme Nachtlager nach vielen in Seribas verbrachten Nächten, und vergaßen völlig den armen kleinen Esel, der an der Umzäunung des Lagers angebunden und zu einer einsamen Nacht als Köder verurteilt war. Gegen 4 Uhr weckte mich plötzlich eine wahnsinnige Panik im Tross – die Kamele rissen brüllend aus und zerrten an ihren Fesseln, die Ponys wieherten und scharrten mit den Hufen, die Leute sprangen auf und huschten wie Gespenster zwischen den Feuern umher, und über allem thronte das schreckliche, langgezogene Brüllen des Königs der Wüste, das unmittelbar von der Umzäunung herüberschallte.

Kaum war ich aus dem Schlaf hochgeschreckt, stürzte Alikhar herein und rief:

– Steh auf, Herr, zwei Löwen sitzen auf dem Esel!

Ich griff nach dem Gewehr, das am nächsten zur Hand war, drückte im Dunkeln die gefundenen Patronen in die Läufe und schlich mich, leicht bekleidet und von Alikhar an der Hand geführt, im Morgengrauen zur Umzäunung. Eine Seriba im eigentlichen Sinne gab es nicht, nur einige dornige Äste, die kreuzweise übereinandergelegt und von der Innenseite mit einer Kamelmatte bedeckt waren. Direkt dahinter, einen halben Schritt entfernt, lag der Esel in den letzten Zuckungen und schlug mit den Hufen gegen die Zweige, hinter denen ich kauerte. Auf ihm saßen zwei Löwen, einer am Nacken, der andere an der Seite des Opfers. Es war jedoch so dunkel und die Zweige verdeckten die Sicht so sehr, dass ich nichts ausmachen konnte; ich hörte vor mir nur das Knurren der Tiere, das jeden Moment in ein kurzes, abgehacktes Brüllen überging, und das Zappeln des sterbenden Esels in den Klauen seiner Mörder. Zamoyski schlich sich mit mir heran und versuchte, für mich einen günstigen Moment zum Schuss zu erspähen, doch wir beide vermochten die Gestalten der Tiere vor dem Hintergrund der schwarz aussehenden Erde und des dunklen Dschungels dahinter nicht zu unterscheiden. Nur einmal erblickte ich den Kopf eines Löwen, als er direkt zu uns schaute; das dauerte jedoch nur eine Sekunde, der Kopf verschwand, und wieder konnte ich nichts unterscheiden.

Die Leute liefen unterdessen um uns herum, flüsterten, die Kamele waren immer noch unruhig, das ganze Lager war auf den Beinen, und die entfachten Feuer warfen ihr rotes Licht bis zu uns. Erstaunlich ist die Unverfrorenheit der Löwen, die sich mitten im Lager und unter menschlichem Treiben nichts daraus machten und nicht von ihrer Beute wichen. Nach einer Weile musste ihnen etwas verdächtig vorkommen, denn nach einem lauteren Brüllen sprangen sie vom Esel weg und galoppierten ins Dickicht.

Wir kehrten zu den Zelten zurück. Ich befahl Osman, die Äste etwas auseinanderzuwerfen und die Lücke für den Schuss zu vergrößern, und begann mich mit Zamoyski und Alikhar zu beraten, was weiter zu tun sei. Es verging keine Viertelstunde,

da kam einer der Shikaris gelaufen, die an der Umzäunung Wache hielten, mit der Nachricht, dass der Löwe wieder beim Esel sei.

Diesmal lud ich sorgfältig mein schweres Kaliber und schlich mich zur Umzäunung. Osman hatte meinen Befehl, die Zweige beiseite zu räumen, genau ausgeführt, und tatsächlich trennten mich nur einige dünne Stöcke vom Löwen. Ich erblickte ihn diesmal sofort; die dunkle Silhouette des Tieres, das im Schatten der Nacht riesig aussah, zeichnete sich deutlich vor dem an dieser Stelle helleren Hintergrund des Horizonts ab. Er stand mir frontal gegenüber, zwei Schritte entfernt, und starrte direkt in die Zweige, in die ich die Läufe richtete. Ich schoss etwas zu schnell; im Moment des Schusses hatte ich das Gefühl, dass ich getroffen hatte. Der Löwe drehte sich zur Seite und galoppierte davon. Nach einem Augenblick hörte man, wie er stehen blieb und an Ort und Stelle zu seufzen und zu stöhnen begann.

– Der Löwe ist erlegt! – rief im Chor das ganze Lager, und die Somalier, mit Alikhar an der Spitze, begannen mich nach ihrer Sitte auf die Schulter zu klopfen und die Hand zu drücken, mir zur Trophäe gratulierend, die unter so ungewöhnlichen Bedingungen errungen worden war.

An Schlafen war in dieser Nacht natürlich nicht mehr zu denken; mit Ungeduld erwartete ich die Morgendämmerung. Kaum wurde es hell, liefen wir aus der Seriba, um zu sehen, was mit dem Löwen geschehen war. Leider war er nicht an der Stelle, wo er der Stimme nach hätte liegen müssen. Beim Kadaver war eine Schweißspur zu sehen, die anzeigte, dass die Kugel das Ziel nicht verfehlt hatte, was wiederum Mut machte, dass die Beute nicht entkommen würde.

Nachdem ich sechs mit Gewehren und Speeren bewaffnete Leute ausgewählt hatte, machten wir uns beide in Begleitung Alikhars und der üblichen Suite von Shikaris an die Nachsuche. Nur ein Jäger wird das Gefühl nachempfinden können, das man hat, wenn man der Schweißspur eines angeschossenen Löwen folgt; welche Momente der Erregung man durchlebt, wenn man durch hohes Gras oder inmitten dunklen Dickichts watet, die Nerven bis zum Zerreißen gespannt, wie eine Saite, den Finger am Abzug, jeden Augenblick den Angriff des verwundeten Tieres erwartend.

Der Schweiß war stellenweise reichlich; hier und da hatte das angeschossene Tier gelegen; nach einer Weile wurde ersichtlich, dass das Tier tief am Blatt oder am Lauf getroffen war, denn es schleifte eine Tatze über den Boden. Die Fährte eines zweiten Stücks, sicher einer Löwin, da kleiner, verlief parallel zur Spur des angeschossenen Tieres. Nach einigen hundert Schritten gelangten wir an eine Stelle, von der aus der Löwe offensichtlich erst gerade vor uns geflüchtet war, denn der Schweiß war noch ganz frisch und feucht, noch nicht in die Erde eingezogen; die Spur des zweiten Stücks bog ab und verschwand im Dickicht.

Das Gelände war immer noch offen, eben, mit hohem Gras und hier und da mit Mimosenbüschen bewachsen. Da glaubte einer der Somalier den Löwen erblickt zu haben, wie er vor uns herhuschte; er stürmte voran, einige andere liefen ihm nach, dann Alikhar und wir beide. Doch die Leute konnten nichts entdecken, blieben stehen und begannen die Fährte des Tieres zu suchen, die unterdessen im Gebüsch verloren gegangen war.

Ich eilte voraus und blieb als Erster mit Osman stehen, der die Fährte suchte; ich hielt mir die Hand über die Augen und begann einen der berittenen Somalier zu beobachten, der vor uns auf der Ebene galoppierte. Ich war sicher, dass der Löwe, den einer der Leute angeblich gerade eben gesehen hatte, weit vor uns war; in der linken Hand hielt ich den kleinen Holland-Express an den Läufen über der Schulter.

Hinter mir und neben mir stand Alikhar, weiter weg Zamoyski und der Rest der Leute. Da brach mit einem höllischen Gebrüll aus einem Busch, nur fünf Schritte vor mir, der Löwe hervor wie ein Blitz und stürzte direkt auf mich zu.

Ich warf mich zur Seite, riss das Gewehr herunter... Der Löwe war fast schon über mir, als der tapfere Alikhar in diesem Moment, so mutig wie der Löwe selbst, mit erhobenem Speer, sich mit dem Schild deckend und mit einem Schrei der angreifenden Bestie entgegenwarf. Der Löwe drehte sich von mir weg und sprang mit einem Satz auf Alikhar zu. Es entbrannte ein Zweikampf, der furchtbarste, den man sich vorstellen kann, zwischen einem tapferen Menschen und einem kühnen Tier. Alikhar, sich mit dem Schild vor Rachen und Fängen schützend, wehrte sich mit dem Speer und stieß ihm die Spitze quer in den Rachen des Tieres. Ich vermochte den Moment zum Schuss zu ergreifen, als der Löwe auf Alikhar saß, und schoss von der Seite, etwas von hinten; ich konnte weder auf den Kopf noch auf das Blatt zielen, weil es zu nah am Menschen war, und mich durchschauert es noch heute bei dem Gedanken, wie nah meine Kugel am Körper des Mannes vorbeigeflogen sein muss.

Nach meinem Schuss sprang der Löwe von Alikhar weg und wandte sich Zamoyski zu; empfangen durch eine Kugel vom Kaliber 10 in die Brust, schwankte er, sprang einige Schritte beiseite, stieß mit dem Kopf gegen einen Termitenhügel und brach, in sich zusammengerollt, 10 Schritte vor unseren Füßen tot zusammen.

Das, was ich so ausführlich beschrieben habe, dauerte nur wenige Sekunden. Das Gebrüll des Löwen, das Geschrei der Leute, das Knirschen der Zähne des Tieres auf der Speerspitze im schrecklichen Zweikampf mit dem mutigen Somalier, schließlich das Pfeifen der Kugeln aus den Gewehren unserer Eskorte, die eher unser Leben als das des Löwen gefährdeten – alles zusammen ergab ein so furchtbar dramatisches Bild, das dem kältesten Menschen durch Mark und Bein geht; man kann sein Grauen nicht begreifen, wenn man sich nicht selbst in einer ähnlichen Lage befunden hat; man muss es durchfühlen, um es zu verstehen.

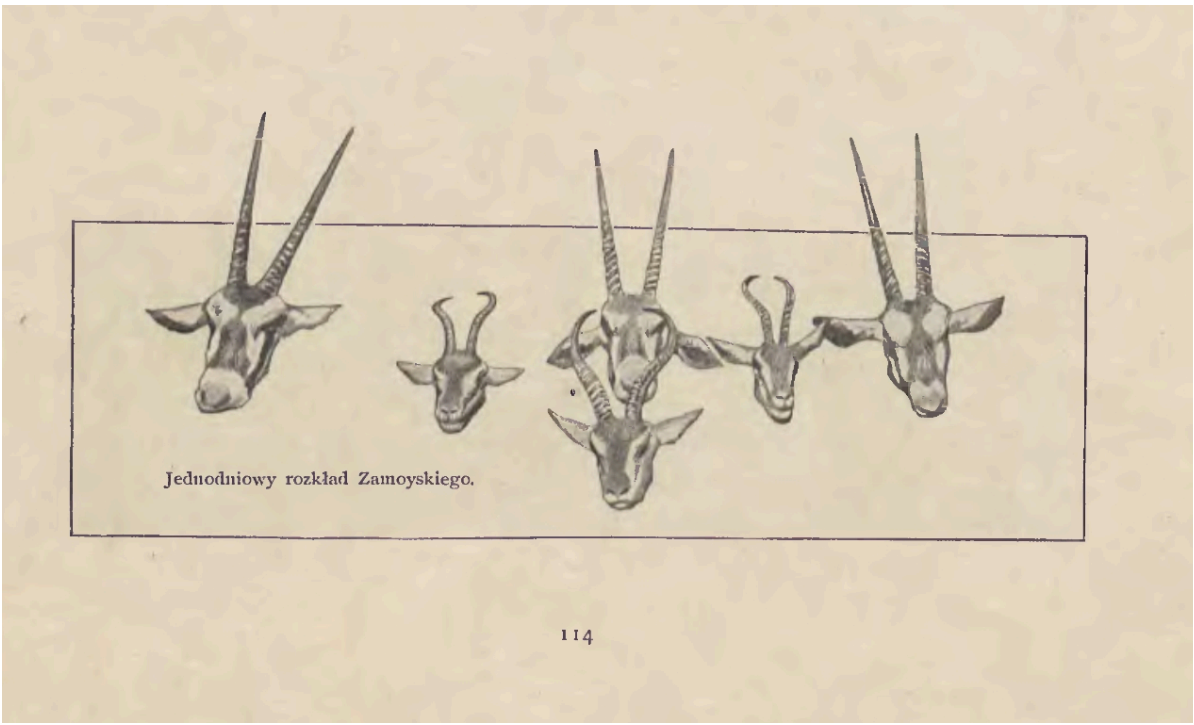
Doch welch eine Freude erfasst das Jägerherz nach einer Sekunde des Schreckens beim Anblick des königlichen Tieres, das vor den Füßen der Jäger ausgestreckt liegt!

Das Erstaunlichste an dem ganzen Geschehen, wahrlich unglaublich, ist die Tatsache, dass Alikhar in der Begegnung mit dem Löwen, der förmlich einige Sekunden auf ihm saß, weder eine Wunde noch auch nur einen Kratzer davontrug. Zu seinem Glück hatte der Löwe eine Tatze durch meinen Nachtschuss zerschmettert und damit gelähmt bekommen; die andere schlug er in das Leinenkleid, mit dem sich die Somalier um die Körpermitte wickeln, und zerfetzte es ihm in kleine Fetzen, doch den Körper verletzte er nicht; vor den Fängen und dem Rachen vermochte er sich mit dem Schild aus Nashornhaut zu schützen und wehrte sich mit dem Speer, den der Löwe in seinem gewaltigen Kiefer zerkaut und verbogen hatte. Alikhar schenkte mir diesen Speer, und ich werde ihn mir als ewiges Andenken an den Mut des Somaliers und meine glückliche Rettung aus einer kritischen Situation bewahren.

– „Mein Tag ist noch nicht gekommen“, sagte Alikhar mit einem Lächeln, der blind an das Schicksal glaubt, als wir mit ihm über das ganze Ereignis sprachen; uns aber hatte offensichtlich der heilige Patron der Jäger in jenem Augenblick der besonderen Obhut der Vorsehung anempfohlen.

Meine erste nächtliche Kugel hatte der Löwe unterhalb des Blattes, im völlig zerschmetterten Bein; die zweite, aus dem Express geschossene, als er auf Alikhar war, in der Seite; die dritte von Zamoyski, die ihn endgültig niederstreckte, in der Brust; meine vierte und letzte, bereits auf das liegende Tier abgefeuert, ins Blatt. Es war ein ausgewachsenes Männchen, etwas kleiner als mein erster.

Die Sonne stand noch tief, als wir mit der Löwenhaut ins Lager zurückkehrten, von dem aus sich das ganze Ereignis nicht weiter als tausend Schritte entfernt abgespielt hatte.


Jednodniowy rozkład Zamoyskiego.

114

Zamoyski zog am Mittag nach Dumbureli weiter, ich hingegen blieb an dem Ort, wo das Lager aufgeschlagen war, um beim zerfleischten Esel einen nächtlichen Hinterhalt zu versuchen. Vielleicht möchte der zweite Löwe zu dem schmackhaften Happen kommen – doch die Hoffnung ist gering, dass nach den zahlreichen Schüssen und dem Verlust des Gatten die Löwin sich heranzuwagen wagt.

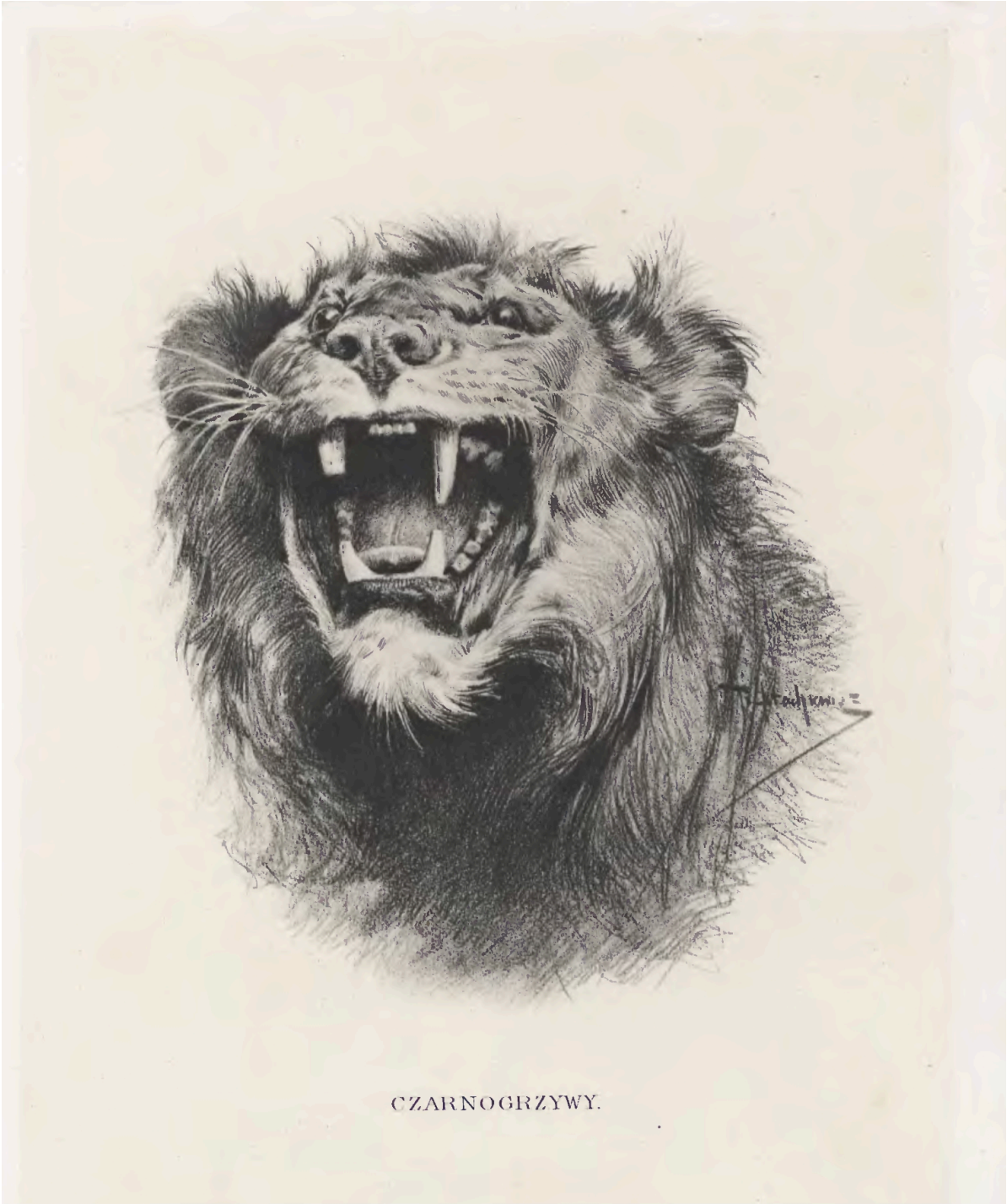
In der Nacht zeigte sich beim Aas nichts, und nachdem ich im Morgengrauen den für mich denkwürdigen Ort der gestrigen Begegnung verlassen hatte, folgte ich der Karawane. Nach einigen Stunden Marsch führte mich der Pfad aus dem Dschungel auf eine offene Ebene, eine Art Steppengelände, wo wir im vergangenen Monat auf Antilopen gejagt hatten. Hier und da sieht man einzelne hohe Akazienbäume und eine Menge riesiger Termitenhügel von fantastischem Bau und Gestalt. Dieser Ort, mitten im Haud gelegen und von einem Ring dunklen Dschungels umschlossen, heißt Dumbureli und ist ein beliebter Aufenthaltsort zahlreicher Antilopenherden.

Als ich das Lager erreichte, das am Rande der Steppe in einer Gruppe größerer Bäume aufgeschlagen war, erblickte ich von weitem zahlreiche Herden von Sömmerringgazellen und gleichzeitig drang der Knall von Zamoyskis Schüssen zu mir, der verkündete, dass das Strafgericht über die Antilopen von neuem begonnen hatte.

Ich versuchte mich an einige Herden von Sömmerringgazellen heranzupirschen und schoss mehrmals, doch sie waren seltsam vorsichtig, ließen mich nicht auf eine mögliche Distanz herankommen, und ich erlegte nichts. Am Mittag kehrte Zamoyski mit drei Oryx-Antilopen und fünf Sömmerringgazellen zurück; von der Abendpirsch brachte er wieder zwei Oryx-Antilopen und drei Sömmerringgazellen – welch eine glänzende Strecke eines einzigen Tages, bestehend aus 5 Oryx und 6 Sömmerringgazellen. Drei Oryx erlegte er mit einem geschickten Triplett; er schoss zudem einige Stücke an und erzählt, dass er eine Unmenge an Wild gesehen habe.

Doch damit nicht genug von Zamoyskis Glück! Nach der denkwürdigen Nacht von vorgestern hatte ich nicht erwartet, dass ich schon am nächsten Tag einen Abend beschreiben könnte, dem wir das prächtigste Stück im Gesamtergebnis dieser Expedition verdanken.

Zamoyski, ermüdet von der ganztägigen Plackerei hinter den Antilopen her, legte sich früh schlafen; ich hingegen schloss mich fest in meinem Zelt ein, um die Platten im Fotoapparat zu wechseln. Ich hatte diese Tätigkeit gerade beendet, es war 9 Uhr, und wollte mich zu Bett legen, als ich die mir bereits bekannte Panik unter den Kamelen hörte, die aufsprangen und begannen, sich zu einem Haufen zusammenzudrängen.



CZARNOGRZYWY.

Gleichzeitig erreichte mich die Stimme Alikhars, der gewaltsam mein Zelt aufriss, das zum Zwecke einer Dunkelkammer zugeschnürt war:

– Come quick, sir, lion there! – rief er.

– Libah, libah! – flüsterten die Somalier, und ich hörte deutlich das Knurren eines Löwen direkt an der Umzäunung des Lagers.

Es ist hinzuzufügen, dass hinter den Ästen der Umzäunung absichtlich Fleisch einer erlegten Antilope lag, das mit einem Seil an einem Pfahl festgebunden war.

Nachdem ich im Dunkeln Gewehr und Munition ergriffen hatte, stürzte ich aus dem Zelt, doch Zamoyski war mir bereits zuvorgekommen und saß an der Scharte, die für den Schuss zwischen den Ästen gemacht worden war. Ich sah den Löwen noch, wie er das Fleisch zerriss und versuchte, es vom Pfahl loszureißen, und wechselte ein paar Worte mit

Zamoyski, der die Stellung wechselte, lange zielte und schoss. Der Löwe fiel wie vom Blitz getroffen um, ohne einen Laut von sich zu geben. Man brachte Licht, und beim Schein der Fackeln erblickten wir den prächtigsten Anblick, von dem ein Jäger träumen kann.

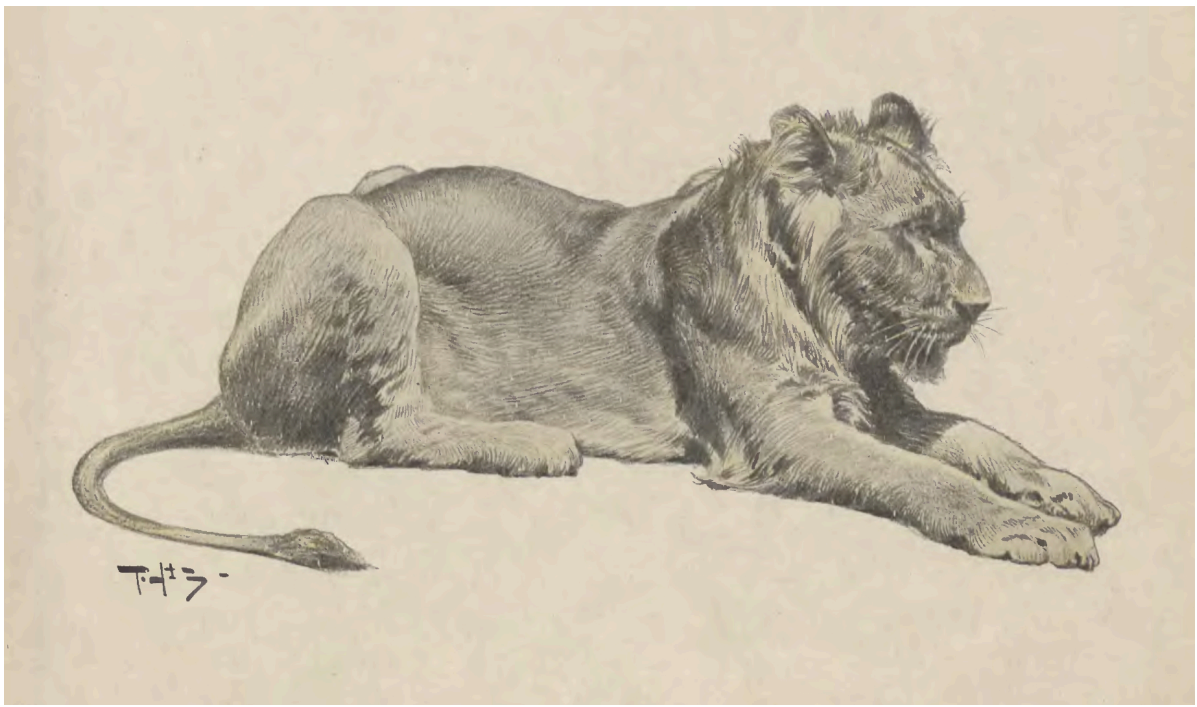
Zwei Schritte von der Umzäunung entfernt lag ein Löwe, uns seinen majestätischen Kopf zugewandt, der von einer dichten, dunklen Mähne umschlossen war, die bis zum Blatt reichte! In den letzten Zügen blinzelte er noch und versuchte den Kopf zu heben, bevor Zamoyski ihn mit einer zweiten Kugel erlöste. Ich hatte bisher noch nie ein so schönes Exemplar gesehen und glaube, dass man ähnliche in Somaliland nur selten antreffen kann. Es war ein wahrer Patriarch des Löwengeschlechts, wovon außer den Ausmaßen von Kopf und Körper die vergilbten und abgenutzten riesigen Fangzähne zeugten, von denen einer zur Hälfte abgebrochen war. Er mass 10 Fuß 4 Zoll.

Der zweite Vorfall eines Löwenangriffs direkt am Lager zeugt von der unerhörten Unverfrorenheit und Kühnheit des Tieres, das sich aus den somalischen Speeren nichts macht und von der Existenz von Feuerwaffen offensichtlich noch keine Vorstellung hat. Die Stelle, an der Zamoyski ihn schoss, war 12 Schritte von den Zelten entfernt; da er also so nah war, musste der Löwe nicht nur die Menschen hören, sondern sie auch sehen; gewöhnt jedoch an die Karawanen der Einheimischen, bei denen es ihm schon oft gelungen war, ein Kamel oder ein Pony ungestraft zu rauben, ahnte er keine Gefahr und mied das Lager nicht nur nicht, sondern suchte es sogar auf. Man erzählt, dass Löwen manchmal Schritt für Schritt einer wandernden Karawane folgen und nur auf die Nacht warten, um das Lager zu überfallen und ein Opfer zu rauben; es kommt vor, dass sie Menschen aus der Mitte des Lagers herauszerren und davontragen.

Zweimal wurde ich im Laufe der Nacht noch geweckt, weil sich angeblich ein zweiter Löwe beim Fleisch gezeigt habe; es stellte sich jedoch heraus, dass der Alarm falsch war, nur Hyänen hatten sich ans Aas herangeschlichen.

Und so nahmen wir blutige Rache an den Löwen des Haud für die zahlreichen schlaflosen Nächte, die wir in Farfanier und Hodaju vergeblich in Hinterhalten verbracht hatten.

Das Erlegen eines mähnigen Löwen im Haud gehört zu den Ausnahmen, da, wie bereits erwähnt, die Löwen dieser Gegenden sich eher durch einen Mangel an Mähne auszeichnen. Die Einheimischen...



Es heißt allgemein, im Haud fehle es an Wasser; ich glaube jedoch nicht, dass dies richtig und begründet ist. Ich meine, dass der Haarwuchs der Mähne oder deren Fehlen eher ein individuelles Merkmal eines bestimmten Exemplars ist, das teils vom Alter, vor allem aber von der Gegend, dem Klima und der Art des Dschungels abhängt. In den Bergen Nordafrikas, ebenso wie in den Urwäldern der zentralen Regionen und in den Steppen des südlichen Kaplandes, sind Löwen gewöhnlich mit einer Mähne ausgestattet; in Somaliland ist dies seltener, und speziell im Haud gehört eine Mähne zu den Seltenheiten. Selbst wenn sie wächst, reißen die scharfen Dornen des dichten Dickichts, mit dem dieses Land bewachsen ist, sie aus. Es ist ein prächtiger Schmuck für das königliche Tier, der ihm vor anderen Merkmalen ein majestätisches Aussehen verleiht.

Drei Tage verbrachten wir in Dumbureli. Dieser Name bezeichnet, wie ich oben erwähnte, eine Steppenortschaft im weiten Zentrum des Haud, jener Sahara Somalilands, in der man im Umkreis von Dutzenden Meilen keinen Tropfen Wasser bekommt. Ich wage zu behaupten, dass wir von Farfanjer bis Dumbureli die ersten Europäer sind, die es wagten, sich zu Jagdzwecken länger in diesen Gegenden aufzuhalten. Der Wassermangel schreckt von diesen unwirtlichen Zonen ab. Nur der praktisch erdachten Wasserlieferung aus Hodaju verdanken wir es, dass wir hier länger bleiben können.

Der Wassermangel hörte jedoch nicht auf, uns weiterhin zu plagen, und obwohl wir persönlich dank Apollonius nicht über Durst klagen konnten, litten unsere Leute, die Kamele und die Pferde unter dem Mangel. Schwere Tage brachen für die Shikaris an, die gezwungen waren, ganze Tage lang mit uns hinter dem Wild herzujagen, während ihre Trankportion streng berechnet ist und von Alikham überwacht wird. Die armen Somalis sind sogar abgemagert und verkümmert, verloren gar den Mut, und nur der straffen Leitung Alikhams und seinem energischen Halten der Leute in Schranken ist es zuzuschreiben, dass es trotz der Klagen und des tatsächlichen Mangels nie zu Unruhen, Murren oder einem Mangel an Disziplin kam.

Unwillkürlich kehre ich zu dem Thema zurück, das ich bereits mehrmals im Laufe dieser Notizen berührt habe und das für mich ein unerklärliches Rätsel darstellt: die Widerstandsfähigkeit der Fauna dieser Regionen gegen Wassermangel. Nirgendwo wurde ich deutlicher als in Dumbureli davon überzeugt, dass alle Tiere dieses Landes absolut ohne Wasser ganze Monate aushalten können. Zahlreiche Antilopen und verschiedene Raubtiere kommen von November bis März ohne Trank aus, und dennoch sind erstere fett, obwohl das Gras hier trocken und zu Asche verbrannt ist und für sie kaum eine nahrhafte Speise sein kann. Wie es geschieht, dass der Organismus dieser Tiere, der sich doch in nichts vom Organismus ihrer Verwandten in benachbarten Regionen unterscheidet, so lange ohne Wasser durchhält, vermag ich nicht zu erklären, und ich bedauere, dass kein Naturforscher, Brehm nicht ausgenommen, seine Aufmerksamkeit auf diese seltsame Eigenschaft der Fauna des somaliländischen Hochplateaus gerichtet hat.

Nirgendwo haben wir bisher so riesige Antilopenherden gesehen wie bei Dumbureli. Besonders morgens vor Sonnenaufgang ziehen Dutzende Oryx-Antilopen und Hunderte von Auls über die ganze Ebene, so weit das Auge oder vielmehr das Fernglas reicht. Die spitzen Hörner der Oryxe ragen wie Speere hoch über das gelbe Gras der Steppe hinaus; der Spiegel der Auls flimmert wie gelblich-weiße Flecken in der klaren Atmosphäre der offenen Gegend; manchmal verrät die seltene Clarke-Gazelle ihre Anwesenheit durch komische Sprünge über das Gestrüpp, und einzelne Aul-Böcke kommen so nah an das Lager heran, dass man sie vom Zelt aus durch das Glas beobachten kann.

Das Wild ist unberührt, nicht aufgeschreckt und nicht vertraut mit dem Knall der Flinte, aber überaus vorsichtig und infolge der ständigen Gefahr durch Raubtiere

außergewöhnlich wachsam. Bevor der Jäger die Antilopenherde erblicken kann, entdeckt bereits das eine oder andere Stück, das wie ein Vorposten an der Spitze der Herde aufgestellt ist, den Menschen in der kahlen Steppe und gibt das Signal zur Flucht. Einige springen ab, andere ziehen sie nach sich, und bald flieht die ganze Herde in wilder Unordnung. Besonders die Oryxe sind wachsam und vorsichtig. Ich versuchte verschiedene Arten, mich ihnen zu nähern; Hunderte von Schritten kroch ich im Gras, schlich wie eine Schlange im Gebüsch, wartete stundenlang unter einem Termitenhügel, ob sie sich nicht nähern würden – doch selten gelang es mir, einen Schuss näher als auf 300 bis 400 Schritte abzugeben. Die einfachste Art ist es, auf allen Vieren auf die genannte Distanz heranzupirschen und, im Gras sitzend oder kniend, das Feuer zu eröffnen und dieses Manöver ständig zu wiederholen, da die Tiere gewöhnlich nicht weit weglaufen und die Gelegenheit zu einem erneuten Pirschgang geben.

Wir arbeiteten mit Zamoyski gewissenhaft während des mehrtägigen Aufenthalts in Dumbureli. Von Tagesanbruch bis Mittag und von drei Uhr bis Sonnenuntergang gingen wir dem Wild nach. Am Tag nach jener denkwürdigen Nacht, in der mein Gefährte den Mähnenlöwen erlegte, schoss ich zwei Oryxe, eine Clarke-Gazelle – leider ein Weibchen ohne Hörner – sowie drei Auls. Einer meiner Oryxe zeichnete sich durch ungewöhnlich lange Hörner aus, die etwa drei Fuß maßen; sie sind nur um einen Zoll kleiner als das längste bisher bekannte Hornpaar, das Fürst Borys Czetwertyński in seiner Sammlung besitzt und das von seiner letzten Expedition nach Somaliland im Jahre 1895 stammt (Record-Oryx 37", nach Ward). Zamoyski erlegte am selben Tag einen Aul, am nächsten bereicherte er unsere Strecke um ein schönes Exemplar einer Hartebeest-Antilope, die zu erlegen ihm nach langem und mühsamem Pirschen gelang. Es ist erst das zweite Exemplar dieser Antilope in unserer Trophäensammlung. Sie kommt in Somaliland nur an wenigen Steppenorten mit streng definierten Grenzen vor.

Ich selbst traf heute bei Tagesanbruch fast unter dem Zelt auf zwei schöne Aul-Böcke, die ich beide erlegte; weiter stieß ich auf eine riesige Herde derselben Antilopenart, die so zahlreich beieinanderstanden, dass es schien, als würde sich die ganze Steppe bewegen. Zwischen ihnen hielten etwa ein Dutzend Oryxe wie Wache, und jedes Mal, wenn ich versuchte mich zu nähern, gaben sie das Signal zur Flucht; schließlich entwichen sie in die Steppe und überließen die weniger vorsichtigen Auls ihrem Schicksal, von denen es mir gelang, noch drei Stück zu erlegen.

Am letzten Tag in Dumbureli erwies sich der Wassermangel als so empfindlich, dass wir beschlossen, den Aufenthalt an diesem Ort um einen Tag abzukürzen und nach Tojo zu eilen. Die Pferde hielten sich förmlich nicht mehr auf den Beinen, die Leute gingen matt und schläfrig umher, und obwohl es keine lautstarken Klagen gab, waren sie weniger arbeitswillig. Nur Alikhar verlor nicht den Mut und hielt die anderen mit seiner Energie aufrecht.

Am Abend machte sich Zamoyski auf die Pirsch, während ich im Zelt blieb und mit dem Ordnen meiner Sachen beschäftigt war, als ich von weitem Rufe und Bewegung im Lager hörte: „Wasser kommt!“ – tönte es unter den Leuten. Die Somalis sprangen auf und liefen vor das Lager, als ob neuer Geist in sie gefahren wäre beim Anblick einer Karawane von Kamelen, die in der Ferne über die nackte Steppe auf die Zelte zuzog. Es war ein Teil der in Hodaju zurückgebliebenen Karawane mit einem frischen Wassertransport, der erst morgen erwartet worden war, aber doch schon heute eintraf. Leider ging eine ganze Ladung verloren: Ein Kamel stürzte auf dem Weg, und das Wasser aus vier großen Gefäßen lief aus.

Die mit den Kamelen angekommenen Leute erzählten, dass sie in Hodaju Nachrichten aus der Gegend erreicht hätten, wohin Grudziński geeilt war, dass unser Gefährte gleich

am ersten Tag nach der Trennung von uns ein Nashorn erlegt habe. Das wäre das achte, ohne das lebend gefangene mitzurechnen.

Wir verließen Dumbureli bei Tagesanbruch und führten zwei Löwenfelle sowie etwa dreißig Paar Antilopenhörner mit uns, als Ergebnis des dreitägigen Aufenthalts in diesem Zentrum des Haud. Als wir das Lager vor Sonnenaufgang verließen, drang ein durchdringendes Gebrüll eines Löwen an unsere Ohren, der sich dort in der Ferne, im Inneren des Dschungels, meldete, wie eine Abschiedsstimme des Königs der Wüste beim Verlassen seiner Reviere. Von nun an gab es nämlich keine Hoffnung mehr, ihn zu treffen. Obwohl wir einige Tage später, fast unter Berbera selbst, auf einzelne Spuren stießen, hörten und sahen wir das Tier nicht mehr.

Nach einigen Stunden Marsch hörte die Steppengegend auf, und wir traten in einen dichten, hässlichen Dschungel ein, die übliche somalische Landschaft. Unterwegs erlegte ich einen einzelnen weidenden Oryx durch einen Glücksschuss auf 480 Schritte; nachdem ich ein wenig vom Kamelpfad abgewichen war, hatte ich eine interessante Begegnung mit seltenem Wild. Zuerst signalisierte mir Osman sie im niedrigen Dickicht, doch auf eine so kolossale Entfernung, dass wir lange nicht erkennen konnten, was sich eigentlich vor uns befand. Nach langer Beobachtung begann ich durch das Glas einen langen, dünnen Hals und einen Vogelkopf über den Sträuchern wahrzunehmen: Eine Herde Strauße befand sich vor uns. An ein Heranpirschen an diesen ungemein vorsichtigen Vogel war auf diesem Gelände nicht zu denken: Bevor der Jäger ihn entdeckt und sich nähern kann, hat er den Menschen schon bemerkt und entkommt im Galopp eines Pferdes. Es waren sieben in einer Gruppe; ein herrlich gefiedertes schwarzes Männchen mit weißen Federn und nacktem rosa Hals, ein aschgraues Weibchen und, wie mir schien, fünf Junge. Lange konnte ich meine Augen nicht vom Fernglas lösen, um diese interessanten Vögel zu beobachten, doch kaum begannen wir uns zu nähern, flohen sie und verschwanden im Dickicht.

Es war das zweite Mal während der Expedition, dass ich Strauße sah; das erste Mal trafen wir zwei auf der Ebene von Zeila, einen Tagereise hinter Hargeisa, aber ebenfalls auf eine unmögliche Distanz. Überhaupt gehört das Erlegen eines Straußes in diesen Teilen Somalilands zu den Zufallstreffern. Speziell beschäftigen sich die Midgans mit ihrer Jagd, wobei sie, wie ich bereits oben erwähnte, einen gezähmten Strauß benutzen.

Im weiteren Verlauf des Marsches trafen wir vor dem Abend auf eine große Handelskarawane, die mit in Berbera erworbenen Waren ins Landesinnere zog, im Austausch gegen herbeigebrachtes arabisches Gummi, Schildpatt und Ähnliches. Schildpatt stellt einen wichtigen Artikel des einheimischen Handels dar; von Ogaden an gibt es nach Süden hin in den Gebüschen Unmengen von riesigen Schildkröten, die einige Fuß Länge zählen, deren Panzer den Einheimischen ein wertvolles Tauschprodukt liefert. Alikhar wollte von den Leuten, welche die Karawane führten, einige Gefäße Wasser erwerben, um unseren Vorrat zu vergrößern, doch trotz langer Verhandlungen und zänkischer Erörterungen wollten die Ogaden-Leute für keinen Preis Wasser abgeben; am Ende entwichen sie einfach, als ob sie uns und unsere Gewehre fürchteten.

Am Abend trafen wir auf eine zweite Karawane, und von dieser gelang es uns, vier Gefäße mit Wasser für 17 Rupien zu erwerben. Das ist ein sehr überhöhter Preis für einige Eimer abgestandenen und schmutzigen Wassers, wie es bei uns das Vieh nicht trinken wollte. Aber im Lande der Somalis ist das ein kostbarer Nektar! Unsere Leute freuten sich über diesen Zuwachs, sie sangen die ganze Nacht und klatschten in die Hände...

Mit schnellen Märschen zogen wir zwei Tage lang direkt nach Norden, auf Tojo zuhaltend. Wild gab es unterwegs wenig. Eine kleine Herde Auls oder einzelne Böcke streifen am Pfad umher, der manchmal durch eine Gruppe von Einheimischen belebt wird, die mit einer Handelskarawane eilen, um so schnell wie möglich aus dem Haud herauszukommen. Dank der Auls haben wir ständig frisches Fleisch im Lager; täglich erlegen wir ein paar Stücke. Wir passierten einen Ort namens Gunder Libah (Löwenfuß), gewöhnlich ein Lagerplatz für Reisende.

Der Wasservorrat schwand. Die Leute, die Kamele und die Pferde leiden unter Durst. Wir erwarten erst morgen frischen Nachschub aus dem Norden. Inzwischen erfahren wir von einer unterwegs getroffenen Karawane die traurige Nachricht, dass mein Zögling, das kleine Nashorn, der Favorit des ganzen Lagers, den ich mit Achmed Dzama und einer Kuh als Amme voraus nach Berbera geschickt hatte, unterwegs den Strapazen der Reise erlegen ist. Die langen Märsche haben es wohl umgebracht. Es tut mir leid um diese lebende Trophäe, wie sie unter ähnlich seltsamen Umständen wohl selten einem Jäger zuteilwerden kann.

NA RÓWNINIE TOJO

Am Morgen betraten wir die Gegend, die Tojo genannt wird. Es ist eine riesige Ebene, leer, ohne Bäume, ohne Sträucher, ohne die gewöhnlichen Termitenhügel, nur mit Heidekraut und von der Sonne gelb verbranntem Gras bedeckt. Wir hatten gehofft, hier viele Antilopen anzutreffen, besonders Hartebeests, es scheint jedoch, dass das Wild auf der Suche nach Nahrung in andere Gegenden abgewandert ist, und außer einigen Herden Auls sowie einzelnen Oryxen ist nichts anderes in der Steppe zu sehen.

Zamoyski erlegte im Laufe des Marsches ein seltsames Tier, das unserem Dachs ähnelt (Honigdachs, Mellivora Capensis?); leider haben die Jäger ihm nicht das Fell abgezogen, und erst in Berbera gewann ich durch einen gewissen Deutschen, der mit Tieren handelt, die Überzeugung, dass jenes Tier ein überaus seltenes Exemplar einer wenig bekannten und nach Europa bisher noch nie importierten afrikanischen Dachsart war. Nicht weniger interessant war ein Exemplar eines Vogels von riesigen Ausmaßen, der in der Steppe weidete, weiß und schwarz gefiedert, von der Größe eines mittleren Menschen, mit schwarzen Beinen und einem riesigen Kopf. Nur durch das Glas konnte ich ihn

beobachten, denn er ließ sich nicht anpirschen. Von der Gestalt her schien er mir einer Trappe ähnlich; in der Sprache der Einheimischen heißt er „Salamadle“, und wie Alikhar versicherte, hat ihn bisher kein weißer Jäger erlegen können. Bei Brehm fand ich keine Erwähnung über ihn; in den neuesten englischen ornithologischen Büchern stimmt sein Aussehen mit der Beschreibung der mittelafrikanischen Riesentrappe (Otis Kori) überein, er ist jedoch so wachsam, dass ich ihn, obwohl ich ihn noch mehrmals auf Tojo traf und auf riesige Distanzen auf ihn zu schießen versuchte, kein einziges Mal erlegen konnte.

Nach einigen Stunden Marsch über die nackte Steppe erreichten wir vor Mittag eine Gruppe einiger Akazienbäume, die einzigen in dieser Einöde, und hier schlugen wir das Lager auf, das originellste, das wir bisher in Somaliland hatten. Ringsumher – ein Bild der Trauer und der Einöde, eine grenzenlose Steppe wie das Meer, dessen Rand in der weißen Nebelbank verschwimmt, die in den Weiten der vibrierenden Atmosphäre aufsteigt und verschwindet.

Das ist das Land der Fata Morgana! Wir wurden heute zweimal Opfer dieses täuschenden Phänomens. Als wir uns der Baumgruppe näherten, sahen wir, oder vielmehr schien es uns, dass wir genau sahen – unsere Leute mit bloßen Augen, wir durch die Gläser – eine Gruppe von Kamelen, die vor uns in einer Staubwolke einhergingen. Obwohl es seltsam schien, was Kamele ohne Menschen hier tun könnten, waren wir sicher, dass die Herde vor uns war; als wir die Stelle erreichten, wo sie sich hätte befinden sollen, fanden wir nichts als die tote Steppe ringsum. Alikhar wiederum erzählt, dass er am Morgen, als er mit dem Tross hinter uns herzug, deutlich mit den ihn umgebenden Leuten eine kleine Karawane sah, die von Süden nach Norden zog. Er war sicher, dass es Grudziński sei, der zum vereinbarten Treffpunkt eilte, doch nach einigen Stunden Marsch erwies sich die Erscheinung als bloße Täuschung, und die Erscheinung verschwand irgendwo im Nebel und der flimmernden Atmosphäre.

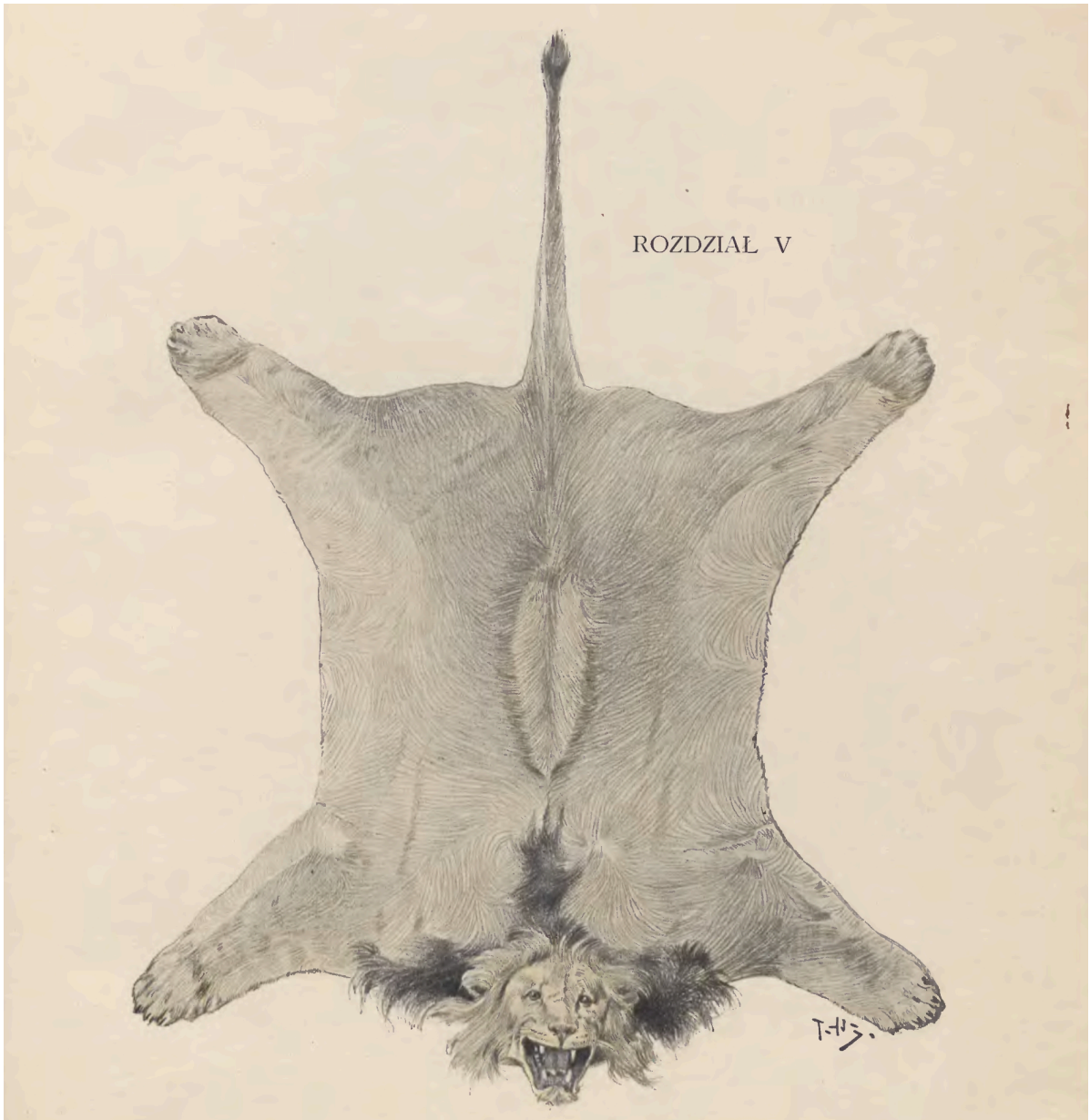
Die Baumgruppe, in der wir lagern, heißt Dzalelo und liegt mitten in Tojo, einen Marsch vom nördlichen Rand des Haud entfernt, dessen Ende vor uns liegt. Das nächste Wasser gibt es in Adadle, von wo Achmed Dzama uns einen Vorrat bringen soll. Hier erwarten wir die Rückkehr Grudzińskis.

Zamoyski brachte vom abendlichen Pirschgang vier Auls mit; ich erlegte ein Stück. Gestern Abend saßen wir nach dem Essen vor dem Zelt, als Hyänen und Schakale sich so dreist dem Lager näherten, dass Zamoyski, ohne fast vom Stuhl aufzustehen, einen Schakal auf der Stelle erlegte und eine Hyäne anschoss.

Der ganze Tag verging mit dem Pirschen auf Antilopen. Es gibt hier nicht so viele wie in Dumbureli, aber auf jeden Fall ziehen viele Herden über die Steppe. Ich schoss einen einzelnen Bock an, der mit einer Kugel im Weichen zu fliehen begann, als plötzlich ein Schakal aus dem Gebüsch hervorsprang, die Jagd auf den Aul aufnahm wie ein guter Apportierhund hinter einem Hasen, ihn einholte, anhielt und zu Boden warf. Interessant war der Anblick des Kampfes zwischen der Antilope, die sich mit den Hörnern verteidigte, und dem dreisten Raubtier, das nicht größer als ein Fuchs ist. Der Schakal verbiss sich im Hinterteil des Tieres, und als das arme angeschossene Tier zu Boden sank, begann er es von hinten lebendig zu fressen. In der Eile fehlte ich mit dem Stutzen mehrmals auf das kleine Tier, doch es war so mit dem Mahl beschäftigt und gierig, dass es erst beim dritten Schuss von der Beute abließ. Ich tötete den Aul und setzte mich ins Gras, einige Dutzend Schritte von ihm entfernt, gespannt, was weiter geschehen würde.

Im Augenblick erschienen riesige Geier, von denen vorher keine Spur gewesen war, und nachdem sie einige Male in der Luft kreisten, setzten sie sich neben den toten Aul. Nach einer Weile erschien wieder ein Schakal, kurz darauf ein zweiter, offensichtlich zum

gemeinsamen Mahl eingeladen. Beim Anblick der Geier hielten die Schakale einen Moment inne; die Geier plusterten sich auf, reckten die nackten Hälse und die riesigen Schnäbel und begannen als rechtmäßige Besitzer mit ausgebreiteten Flügeln den Zugang zum Mahl zu verteidigen. Die Schakale griffen an, liefen von der anderen Seite herbei, konnten aber gegen die Vögel nichts ausrichten und traten, nachdem sie einige Schritte zurückgewichen waren, beiseite. Kaum wandten sich die Geier mit den Schnäbeln dem Aas zu und begannen zu fressen, schlichen sich die Schakale heimlich an, fielen sie von hinten an und zwangen sie zum Rückzug; so vertrieben sich abwechselnd die Steppenräuber gegenseitig vom leckeren Bissen, wobei sie mich und meine in der Nähe sitzenden Leute kaum beachteten oder ihnen keine allzu große Aufmerksamkeit schenkten.



Lange schaute ich dem interessanten Schauspiel zu. Schließlich streckte ich einen Schakal tot zu Boden, was eine schlechte Belohnung für den geleisteten Dienst war, denn ohne die Hilfe dieses originellen Apportierhundes hätte ich das angeschossene Tier sicher nicht bekommen. Durch einen seltsamen Zufall ereignete sich eine ähnliche Episode bei Zamoyski, der ebenfalls einen Aul anschoss, hinter dem ein Schakal herjagte, das angeschossene Tier festhielt und dem Jäger das Erlangen des Wildes erleichterte. Eine einnehmende Episode aus dem Dschungelleben, in dem der stärkere Steppenräuber Herr

ist und der zufällige Wanderer, der sich in die Geheimnisse der afrikanischen Wildnis verirrt hat, ein höchst seltener Zuschauer.

Ich traf heute auch jenen Vogel „Salamadle“, von dem ich oben erwähnte, dass er als fast unerreichbare Beute gilt; er schritt über die Steppe, einhergehend wie ein Mensch, die Beine hochhebend; er ging jedoch so schnell, dass ich trotz forcierten Pirschens die Entfernung, die uns trennte, nicht verringern konnte. Ich ging hinter ihm her bis zur Erschöpfung; schließlich setzte ich mich nieder und begann auf eine riesige Distanz zu schießen, leider ohne Erfolg. Schließlich, als ihm die Kugel wohl nah am Kopf vorbeipfiff, lief er einige Schritte, erhob sich und verschwand in der Ferne, in mir ein tiefes Bedauern hinterlassend, dass ich ihn nicht nur nicht erlegen, sondern nicht einmal feststellen konnte, was das eigentlich für ein mythischer Vogel ist.

Zamoyski brachte vom Nachmittagspirschgang drei Auls mit, geschossen auf kolossale Distanzen. Seit Mittag begannen sich ringsumher Wolken zu türmen, von Norden her verkündet Donnerrollen, dass dort Gewitter vorbeigezogen sind; die Regenzeit nähert sich; die Temperatur ist merklich gesunken, was einen Saisonwechsel ankündigt. Ich mag unser Lager in Dzalelo. Nach dem hässlichen, niedrigen, einförmigen und dornigen Dschungel von Ogaden ist es angenehm, eine riesige offene Fläche vor sich zu haben, über die das Auge grenzenlos schweifen kann.

Die Sonne ging unter, und ihre rote Scheibe begann in einem seltsamen Geflimmer violetter und roter Strahlen hinter dem Horizont zu verschwinden, als wir in der Ferne eine Gruppe von Menschen erblickten, die auf unser Lager zukamen: Es ist Grudziński, der pünktlich an dem heute festgelegten Tag erscheint. Mit Freude begrüßten wir den Gefährten nach elf Tagen der Trennung. Schnell vergingen die Stunden im gemeinsamen Geplauder vor dem Zelt im Lichte des Mondes, der sich dem Vollmond nähert, dem dritten, den wir in Afrika sehen.

Grudziński hatte viel zu erzählen. Im Laufe jener elf Tage erlegte er ein Nashorn, das größte von allen, einen Oryx, eine Clarke-Gazelle, zwei Giraffengazellen und 19 Auls. Und wie viele einnehmende Details dazu, wie viele Episoden, Eindrücke und Abenteuer! Ein unangenehmer Vorfall mit Feuer ereignete sich bei ihm. Von einer entzündeten Feuerstelle während der Mittagsruhe fing das Gras Feuer, und die mit dem Wind ziehenden Flammen erfassten schnell den ganzen Tross; die Leute konnten kaum die Sachen und Packen mit Ausrüstung und Proviant retten, während das Feuer weiter raste und Tausende Morgen Steppe und trockenes Gebüsch erfasste.

KAPITEL V

Heute ist das Ende des Aufenthalts in Tojo und man kann sagen, der letzte der Jagd gewidmete Tag in Somaliland. Morgen bei Tagesanbruch verlassen wir Dzalelo und eilen in Forcmärschen zurück nach Berbera, denn der von uns für die Rückkehr festgelegte Termin rückt näher; auch die Regenzeit kommt, in der für Europäer der Aufenthalt in diesen Zonen ungesund und unangenehm ist.

Zamoyski erlegte am Morgen drei Auls, und ich brachte einen mit. Unsere Gesamtstrecke ist auf die beachtliche Zahl von etwa 170 Stück verschiedensten Wildes angewachsen, erlegt im Laufe von knapp drei Monaten Aufenthalt im Inneren des Landes. Dieses Resultat bezeugt, dass das Land der Somalis heute zwar nicht mehr ein so reiches Reservoir an stärkstem Wild ist, wie es vor Jahren war, aber es ist in ihm noch Wild im Überfluss geblieben. Jahre werden vergehen, bis es in diesem Land an Löwen und Dickhäutern für die Jagdleidenschaft und die edle Unterhaltung der Jäger mangelt.

Die Somalis drängen zur Rückkehr. Alikhar selbst besteht auf Eile, denn es ist die Zeit des Ramadan, und ein gläubiger Muslim möchte dieses größte Fest des Islam zu Hause, im Kreise der Familie, in einer den religiösen Vorschriften entsprechenden Weise verbringen. Wasser wurde uns gestern aus Adadle gebracht; die Leute trinken und freuen sich nach vielen Tagen des Mangels.

In der Nacht kam ein Fußbote mit der Nachricht, dass Achmed Dzama, der vor drei Wochen nach Berbera geschickt worden war, auf dem Rückweg drei Marschstunden von Dzalelo entfernt mit einem frischen Wasservorrat und europäischer Post lagert. Nachdem wir Dzalelo bei Tagesanbruch verlassen hatten, trafen wir gegen 8 Uhr den Tross von Achmed Dzama, dessen Kamele so erschöpft waren, dass sie sich für den weiteren Weg als unfähig erwiesen und sich kaum hierher schleppen konnten. Bewundernswert ist die Geschicklichkeit sowie die Disziplin der Einheimischen bei der Ausführung von Befehlen; bisher hat uns noch kein Termin enttäuscht; alles ist im Voraus berechnet; ohne Kalender und Kenntnis der Ziffern erscheint fast jeder fast auf die Stunde genau am bezeichneten Ort mit skrupulöser Akkuratesse.

Keine geringe Freude bereitete uns die europäische Post, die Achmed Dzama mitbrachte. Die ersten Briefe aus der Heimat seit Dezember... Auch viele interessante Nachrichten bringt Achmed Dzama aus Berbera: Nachrichten über den Krieg in Abessinien, das Resultat der Jagdexpedition des rumänischen Fürsten Ghika, der im Laufe von vier im Inneren des Landes verbrachten Monaten vier Löwen, fünf Elefanten, einige Nashörner, Giraffen usw. erlegte, und schließlich die schreckliche Geschichte eines Vorfalls mit einem

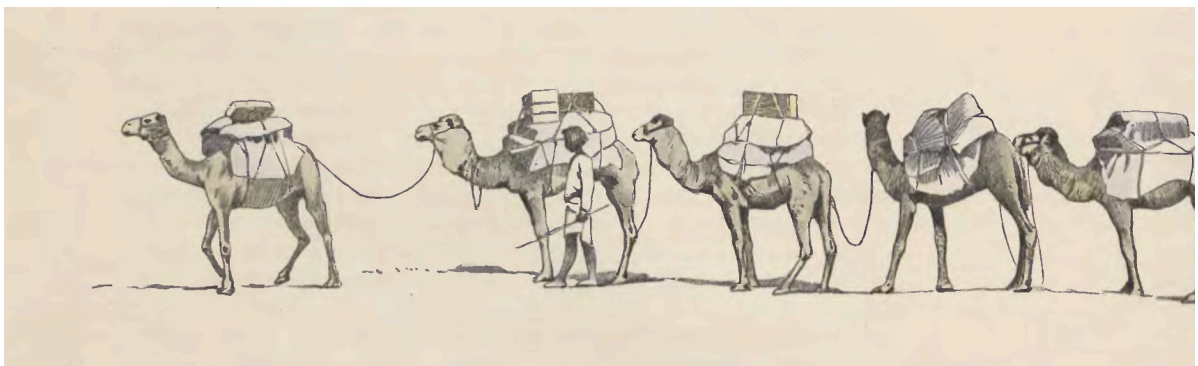
Löwen, die zwar unwahrscheinlich klingt, aber, wie uns später bestätigt wurde, völlig authentisch ist. Am Flusse Dachato jagte vor einigen Wochen der Engländer Mr. Renton, der sich mit seiner Gattin seit drei Monaten in Somaliland aufhält. Es ist derselbe Sportsmann, den wir in Hargeisa trafen und der am Tag unserer Ankunft dort zu einer Expedition in die Gegend von Burao aufbrach. Nun wurde ihm eines Tages eine Zeriba an einer Tränke errichtet, wohin das Wild, besonders Zebras, zur Nachtzeit zum Wasser kommen sollte. Die Zeriba war geräumig, mit einer großen Lücke zum Schießen. Eines Nachts setzte sich der Engländer mit seiner Frau und zwei Jägern darin an. Von diesen hielt einer, wie üblich, Wache an der Öffnung, der andere schlief. Die Engländer schliefen ebenfalls. Gegen Mitternacht schlummerte der Shikari, der Wache hatte, ein, und sein Kopf sank herab und stützte sich auf den Rand der Schießöffnung. Da erscheint ein Löwe, packt den armen Somali am Kopf, zieht ihn mit einem Ruck aus der Zeriba und beginnt ihn, noch bevor der Engländer und der zweite Shikari erwachten, direkt vor dem Zaun zu fressen. Der Engländer, betäubt und erschrocken, ergriff das Gewehr und schoss in die Luft; der Löwe entfloh, und als sie, nachdem sie Licht angezündet hatten, aus der Zeriba hinaustraten, fanden sie vor ihr die schrecklich zugerichtete Leiche des Somali. Ein schreckliches Ereignis, das wieder einmal von der unglaublichen Dreistigkeit des Löwen zeugt.

Dies ist der vierte Todesfall eines Menschen in den Fängen eines Löwen, der uns seit unserer Ankunft im Lande der Somali zu Ohren gekommen ist: Sandbach, ein Major der englischen Garde, sein Jäger, der Shikari Rentons, und schließlich ein kranker Somali, der unterwegs von seiner offensichtlich nicht allzu gefühlvollen Familie zurückgelassen wurde und einem Löwen zum Opfer fiel; als die Leute zurückkehrten, um zu sehen, was aus ihm geworden war, fanden sie nur noch Knochen vor. Dieser letzte Vorfall ereignete sich auf dem Kamelpfad bei Gunder Libah, einige Tage vor unserem Durchzug durch jene Gegend.

Nachdem wir Achmed Dzama und seine Sachen auf unsere Kamele übernommen hatten, von denen einige als unfähig für die weitere Reise zurückgelassen werden mussten, eilen wir in schnellem Marsch nach Norden. Die Steppe von Tojo liegt weit hinter uns, der Haud hat geendet, der übliche Dschungel hat uns wieder umschlossen. Gegen Abend zog ein Gewitter von der Meeresküste herauf und ein wolkenbruchartiger Regen fiel herab. Das ist der Beginn der Regenzeit. Mit Neugier betrachteten wir die Freudenausbrüche der Somalis, als der Regen zu fallen begann: Sie warfen ihre Umhänge ab, platschten im Wasser, klatschten in die Hände und tanzten wie Kinder. Die eigentümliche Beschaffenheit des Geländes bewirkt, dass sich die Wassermassen sofort in natürlichen Betten sammeln; in einem Augenblick entstehen bedeutende Flüsse, die mit Getöse und Rauschen reißend dahinfließen. Der Regen dauerte nicht länger als eine halbe Stunde, aber das Wasser schoss auf den Pfaden so dahin, dass es schwierig war, sich auf den Beinen zu halten. Das Wasser verschwindet hier ebenso schnell, wie es sich sammelt: Sobald die Sonne hervorbricht, wird es sofort wieder trocken. Die Kamele und Pferde bekamen endlich Wasser im Überfluss.

Das Nachtlager wurde im Dschungel, eine halbe Tagesreise vom Ort Adadle entfernt, aufgeschlagen. Ich hatte nicht erwartet, dass mir am Ende der Expedition noch ein Tag schöner Jagd beschert sein würde. Auf dem Weg nach Adadle, direkt am Pfad, stieß ich auf eine riesige, etwa hundert Stück zählende Herde Auls und erlegte daraus vier Böcke; im weiteren Verlauf des Marsches traf ich auf eine Rotte Wildschweine, Phacochoerus, und streckte auf gemessene 380 Schritte eine stattliche Bache mit schönen Hauern nieder. Es war wohl eine wildreiche Gegend, denn viele huschten im Gebüsch umher.

Plötzlich bemerkte ich einen Keiler mit riesigen, nach oben gebogenen Hauern – leider fehlte mir die Munition in der Tasche, und ich verlor die Gelegenheit, ein schönes Exemplar zu erlegen. Es ist ein origineller Anblick, wenn sie mit senkrecht aufgestelltem Schwanz, wie eine Kerze, in einer Gänsemarsch-Linie über die offenen Ebenen ziehen.

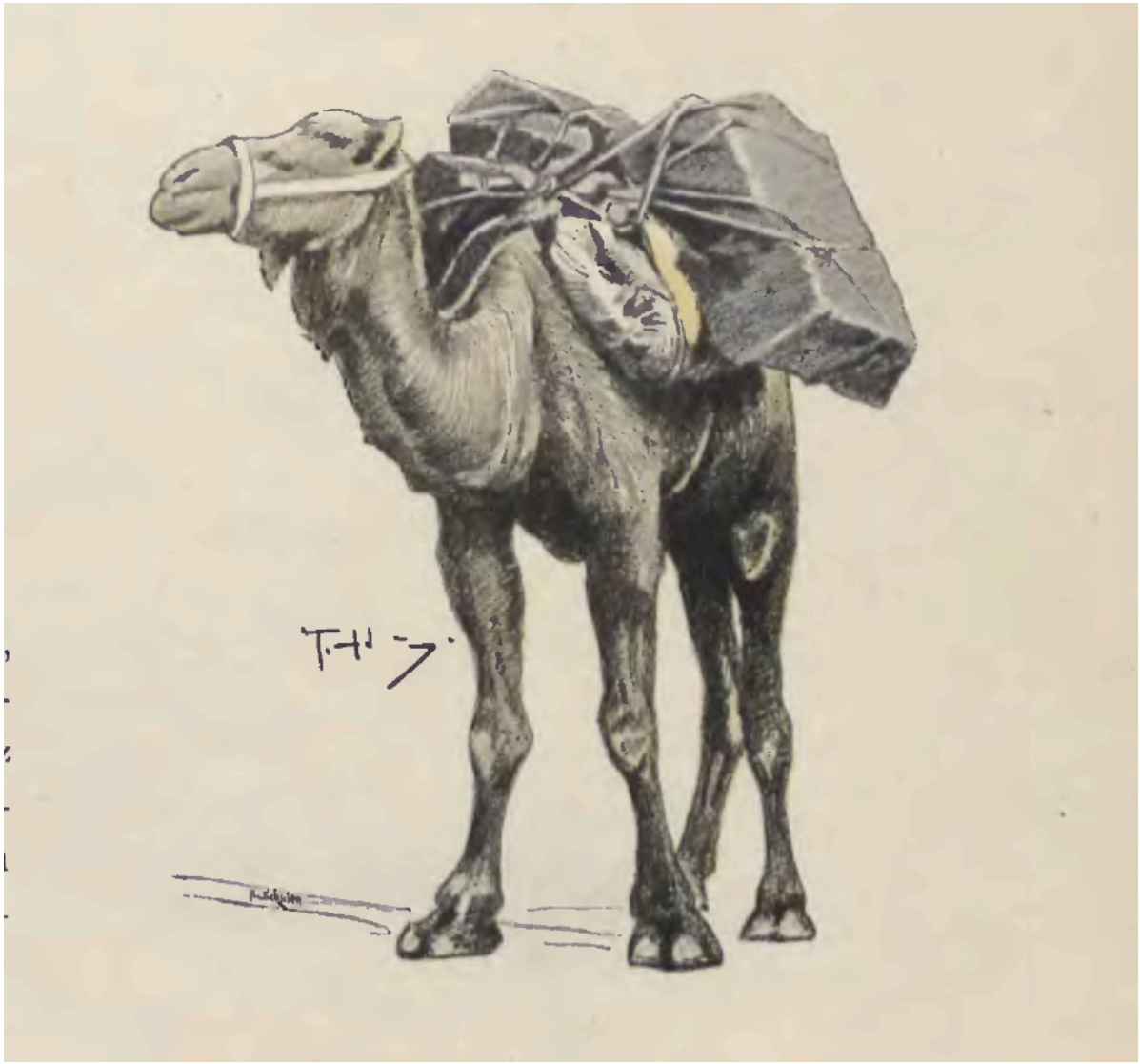


Seit dem Morgen arbeiten wir uns den Berg hinauf. Die Gegend und die Vegetation verändern sich; Berge und Gesteinsblöcke, als wären sie aus der Erde gewachsen, türmen sich abseits des Weges auf, der sich durch die Unwegsamkeit steinerner Brüche windet. Oft stoßen wir auf ausgetrocknete Flussbetten mit sandigem Boden und Ufern, die von einer dichten Wand aus Schlingpflanzen und dunkler, üppiger Vegetation bewachsen sind.

Die Mittagssiesta hielten wir in einem solchen Bett ab, im Schatten eines riesigen Baumes, der einem Ficus mit riesigen, aus der Erde wachsenden Wurzeln ähnelt. Hier finden wir seit Hodaju die ersten Gruben mit stehendem Wasser. Die Landschaft ist prächtig, romantisch – ein ungewöhnlicher Anblick in Somaliland.

Am Nachmittag bezog sich der Himmel; hässliche, bleierne Wolken zogen von Norden herauf, verdeckten den Horizont, und ein Regenschauer ging nieder, der uns bis auf die Haut durchnässte. Im Augenblick verwandelte sich das ausgetrocknete Bett in einen reißenden Fluss; das Wasser schlug mit donnerndem Getöse gegen die Felsblöcke. Unsere Leute konnten gerade noch rechtzeitig die Packen an sich nehmen und die Kamele ans Ufer führen. Ein solcher plötzlich entstehender Strom kann für eine Karawane gefährlich werden, wenn er sie im Flussbett überrascht, da die Kamele, schwer beladen und unbeholfen, nicht in der Lage sind, schnell auszuweichen; sie können stürzen, und das Wasser kann die Packen mitreißen oder verderben.

Die Nacht überraschte uns auf einem hohen Punkt eines weitläufigen Plateaus, das auf der Karte mit einer Höhe von 1500 m über dem Meeresspiegel verzeichnet ist. Dichte Dämpfe und weiße Nebel lagerten sich auf dem Horizont vor und hinter uns ab; auf hundert Schritte ist nichts zu sehen. Das Lager sieht phantastisch aus; in dem dichten Dunst nimmt alles seltsame Formen und riesige Ausmaße an. Nur noch fünf Märsche trennen uns von Berbera. Wir beeilen uns, um dem Regen zu entkommen.



Februar.

Vom Plateau steigen wir heute auf schmalen Pfaden hinab, die sich zwischen Brüchen und Felsgestein winden. Der Anblick der Kamelschlange, die mit der Eskorte bewaffneter Leute vom Berg herabsteigt, ist ebenso originell wie malerisch; manchmal reißt die Kette ab, ein Packen fällt herunter, ein Kamel stolpert – es entsteht ein unglaubliches Geschrei und Durcheinander, doch im Allgemeinen muss man diese Tiere bewundern, wie sie, schwer beladen und trotz ihrer unbeholfenen Bewegungen, vorsichtig und sicher die steilen Hänge hinabzusteigen wissen. So wenig Somaliland bisher an farbenprächtigen Landschaften bot, so sehr befinden wir uns seit gestern in einer wunderbaren und wahrhaft malerischen Gegend.

Vor Mittag schlugen wir unser Lager in der Bergortschaft Mandeira auf und beabsichtigen, bis morgen hier zu bleiben, um den heutigen Abend für einen Jagdversuch in den angrenzenden Dickichten zu nutzen, die von der großen Kudu-Antilope mit ihren prächtigen, hirschähnlichen Hörnern bewohnt werden. Bisher ist es mir nur einmal gelungen, ein einzelnes Exemplar dieser Antilopenart zu treffen, und zwar ein Weibchen. Der Kudu gehört unbestreitbar zu den prächtigsten afrikanischen Tieren. Die Jagd auf ihn erfordert eine spezielle Widmung, wofür uns leider die Zeit nicht mehr reicht; zudem treiben sich in der Umgebung Mengen von Vieh und Menschen herum, sodass wir wenig Hoffnung haben, dem seltenen Tier zu begegnen.

Ich machte mich dennoch in die Bergdickichte auf, doch bald wurde ich von einem Unwetter überrascht und bis auf die Haut durchnässt. „Ein trockener Fischer und ein nasser Jäger sind keinen Teufel wert“ – sagt treffend ein Sprichwort, das wir uns seit

einigen Tagen wiederholen, wenn wir durchnässt ins Lager zurückkehren, um vom Wasser überflutete Zelte, zur Hälfte durchnässte Sachen und feuchte Vorräte vorzufinden. Obwohl unsere Somalis sich über den Regen freuen und in die Hände klatschen, weil sie an das Futter für ihre Herden und Kamele denken, gestehe ich offen, dass ich ihr Land in der Trockenzeit bevorzuge, und rate niemandem, in der Regenzeit zur Jagd nach Somaliland zu reisen. Vor dem Wasser lässt sich nichts schützen, die Gewehre rosten, alles verdirbt durch die Feuchtigkeit, und zudem glaube ich, dass die Regenzeit auch der Gesundheit schaden kann.

So neigt sich unsere Expedition ihrem Ende zu. Ich freue mich auf den Gedanken an die Rückkehr in die Heimat, zu den nahen und dem Herzen teuren Wesen, zum gewohnten Leben in täglichem Komfort und Zivilisation; und doch, wenn ich auf diese wunderschöne und riesige Natur blicke, wenn ich mich an die Momente der Eindrücke und Erregungen erinnere, die die Begegnung mit dem stärksten Wild bot, oder an die angenehmen Tage in der völligen Ruhe und Stille der afrikanischen Wildnis – dann regt sich irgendwo tief in der Seele ein Gefühl des Bedauerns, dass man bald diese abgelegenen Zonen verabschieden muss, die ich wohl nie wieder im Leben sehen werde.

Die Sehnsucht nach der Heimat plagt Menschen, die gezwungen sind, in fremden Ländern zu leben; doch es existiert auch ein genau gegenteiliges Gefühl: die Nostalgie nach fernen Zonen, nach dem Land der ewigen Sonne und der prächtigen Natur, die Gier nach Expeditionen in wenig bekannte Gegenden und Eindrücken, die man nur vor dem Hintergrund dieser andersartigen Natur empfinden kann. Angesichts der Erleichterungen jeglicher Reisen um den Erdball haben nach meiner Meinung nur jene Ausflüge einen besonderen Reiz bewahrt, die über den üblichen Rahmen der Cook'schen Touristenrouten hinausgehen und tiefer in jene fernen Zonen vordringen, die den Menschen zwar offenstehen, aber der Mehrheit unbekannt sind. Wie viel schöner wäre die Rigi, wenn es dort keine Eisenbahn gäbe, oder Darjeeling im Himalaya noch bezaubernder, wenn man es nicht mit Dampfkraft erreichen könnte! Je größer die Schwierigkeit, je realer die Dosis einer gewissen Gefahr, die mit der Ausführung einer Reise verbunden ist, desto größer ist ihr Reiz, desto stärkeren Zauber übt sie auf Menschen aus, die das Abenteuer lieben. Eisenbahnen oder Landstraßen, selbst wenn sie bis zu den afrikanischen Seen führen, verscheuchen nicht nur das Wild, sondern nehmen diesen Orten auch den Zauber ihrer Unberührtheit. Wer Eindrücke sucht, wer jagdliches Entzücken genießen will, wer die Welt so kennenlernen will, wie Gott sie erschaffen und der Mensch sie noch nicht verdorben hat, der gibt sich heutzutage nicht mit einer Reise zufrieden, sondern sucht – eine Expedition!

Diese paar Monate, gleichsam losgelöst vom gewöhnlichen Leben und den üblichen Beschäftigungen der täglichen Existenz, sind so angenehm, so gesund und vergehen so

schnell, dass die kleinen Unannehmlichkeiten, die aus dem Mangel an Komfort resultieren, im Gedächtnis völlig verloren gehen; es bleibt nur die liebste Erinnerung an die empfundenen Eindrücke zurück, und es entsteht unwillkürlich der Wunsch, sie noch einmal zu kosten, ihren Zauber noch einmal zu erleben.

Aber heute ist nicht der Moment, darüber zu schreiben oder von neuen Expeditionen zu träumen; wir kehren mit Freude und Zufriedenheit nach Hause zurück, im Wissen, dass wir reiche Jagdbeute und einen beachtlichen Vorrat an interessanten Erinnerungen mit uns führen. Das Ergebnis unserer Expedition hat in jagdlicher Hinsicht die höchste Summe an erlegtem Wild von allen Expeditionen erreicht, die Somaliland in diesem Jahr besucht haben. Ein Verdienst gebührt hier dem tüchtigen Alikhar, der uns meisterhaft geführt hat, und ein nicht geringer Teil gebührt ebenso dem edlen Eifer meiner Gefährten, die so erfolgreich zur Vergrößerung der Gesamtstrecke beigetragen haben und die Abenteuer der gemeinsamen Expedition stets so frohgemut und angenehm teilen wollten.

Sieben Löwen, drei Elefanten, acht Nashörner, fünf Leoparden und einhundertsiebzig Antilopen und kleineres Wild bilden das Gesamtergebnis, das fast gleichmäßig unter den drei Teilnehmern der Expedition aufgeteilt ist, wobei Zamoyski mit seinem wahrlich mähnenreichen Löwen das glücklichste Los gezogen hat.

Wie zum Abschluss der jagdlichen Emotionen entstand während des Morgenmarsches eine Aufregung wegen eines großen Tieres. Ein Hirte, der eine Ziegen- und Schafherde am Hang eines felsigen Berges hütete, signalisierte einen Leoparden, der angeblich gerade hier vorbeigeschlüpft war und sich im Dickicht am ausgetrockneten Flussbett vor uns versteckt hatte. Unsere Jungen auf den Ponys galoppierten mit wildem Geschrei voraus und taten so, als handele es sich um eine Löwenjagd; wir rannten hinter ihnen her, so schnell uns der Atem trug, doch das Tier war irgendwo verschwunden oder unbemerkt entkommen. Stattdessen stießen wir in der Nähe auf eine weidende Herde Giraffengazellen (Gerenuks), und Grudziński gelang es, ein Stück zu erlegen.

Mir fiel in diesen Gegenden die Vogelwelt auf, die viel reicher und zahlreicher ist als im Haud oder in Ogaden. In den dichten Akazienhainen und dunklen Baumgruppen, die wie durch ein Geflecht aus bunten Lianen und Schlingpflanzen verbunden sind, wimmelt es zwischen Kakteen und breitblättrigen Palmen von schönen grauen und rosa Papageien sowie blauen Vögelchen, die wie Saphire in den Sonnenstrahlen glänzen. Die Pfade sind mit feinem Kies bedeckt, als wäre es ein bestgepflegter Park; das Ganze sieht aus wie ein botanischer Garten oder ein riesiges Gewächshaus. Ich bemerke hier zum ersten Mal im Leben winzige Vögelchen mit metallisch glänzendem Gefieder und gekrümmten langen Schnäbeln, Kolibris ähnlich, obwohl diese meines Wissens nach nur in Südamerika vorkommen.

PO POWROCIE Z WYPRAWY.

Wir passieren den Ort Tadobale, die Mittagsrast findet in Upper Sheikh statt, und von da an ändert sich die Gegend schlagartig. Anstelle üppiger Vegetation und lieblicher Anblicke erstreckt sich eine kahle Steppe, steinig, tot, leer, schrecklich, spärlich mit niedrigem dornigem Gebüsch bedeckt, von hier bis zur Meeresküste selbst. Aus ihr ragt hie und da ein riesiger Hügel empor, ein seltsam geformter Berg mit steil abfallenden Flanken und einem phantastischen Gipfel.

Vor dem Abend kletterten wir, der Karawane vorausreitend, auf einen steilen felsigen Hügel, von dem aus das Auge im fernen Nebel eher eine blaue Linie des Meeres erahnt als sieht... Dort ist das Ende unserer Expedition. Vor uns der Ozean, der die Länder trennt, sie aber zugleich verbindet; hinter uns die blaue Gebirgskette, weiter das Plateau Somalilands, dahinter die afrikanische Wildnis... Die Vorstellungskraft fliegt weit über den Webi Shebeli hinaus, zum unerforschten Webi Gamma, zu den geheimnisvollen Seen im Inneren des Schwarzen Kontinents... Alles ist schrecklich, fern und doch lockend, anziehend gerade deshalb, weil es wild, unerforscht und fern ist...

Übernachtung in Teragolli – das letzte Lager vor Berbera. Die Somalis freuen sich über die Rückkehr, sie waschen sich, baden, frisieren ihr Haar und putzen sich vor dem Einzug

in ihre Hauptstadt heraus. Es herrscht allgemeine Freude über die gelungene Expedition. Selbst der letzte Tag vor Berbera verging nicht ohne eine Vergrößerung der Jagdstrecke. Zamoyski erlegte ein Dik-Dik, ich eine Pelzeln-Gazelle.

Bereits um 9 Uhr morgens waren wir auf halbem Weg, wo die Mittagsruhe und der letzte Halt im Lande der Somalis stattfand. Unsere Karawane sieht malerisch aus. Anstelle der zahlreichen Packen und Kisten, deren Mehrheit im Laufe der Reise abgenommen hat, türmen sich auf den Kamelen Haufen von Hörnern und Rollen von Häuten, Mengen von Schilden, die aus Nashornhaut geschnitten sind, Elefantenstoßzähne und ähnliche Jagdtrophäen.

Mit schnellem Schritt überholen wir die Karawane und nähern uns der Meeresküste. Kleine Fischerboote mit gespannten Segeln glänzen wie weiße Punkte auf dem blauen Himmelszelt. Plötzlich tauchen hinter dem Berg die weißen Gebäude von Berbera auf, über denen der schlanke Turm des Minaretts aufragt, des einzigen Tempels in der somalischen Hauptstadt. Wir sind am Ziel unserer Expedition.

Dem Tross vorausreitend, betraten wir zu Fuß die Stadt, gerade rechtzeitig, um im Hafen den kleinen Dampfer „Tuna“ abzupassen, der gerade nach Aden ablegen wollte; es gelang mir jedoch, ihn bis zum nächsten Tag aufzuhalten. Es blieb nicht viel Zeit. Wir beschäftigten uns eilig mit der Erledigung zahlreicher Aufgaben und Angelegenheiten, die sich aus dem Abschluss der Expedition ergaben, wie die Auszahlung der Leute, das Ausstellen von Zeugnissen, das Umpacken und Aufteilen des Gepäcks usw.

Am nächsten Tag war Sonntag. Nach dem Besuch der heiligen Messe in der Kapelle der katholischen Mission und dem Dank an den Höchsten für die glückliche Rückkehr schlossen wir bis zum Mittag verschiedene Arbeiten ab. Der Rest der nicht verbrauchten Vorräte ging an die braven Fadros, zu deren großer Freude. Im Hause des englischen Residenten fanden wir eine angenehme Veränderung vor. Den Platz des nach England abberufenen Kapitäns Abud, der bei den Somaliland-Besuchern nicht viel Sympathie zu erwecken wusste, nahm Kapitän Merewether ein, der ernannte Vertreter der englischen

Regierung in Berbera. Der Kapitän und seine junge Gemahlin empfingen uns überaus höflich. Unter ihrem gastfreundlichen Dach fanden wir den ersten Komfort und Zivilisation nach dem dreimonatigen Aufenthalt im Dschungel wieder.

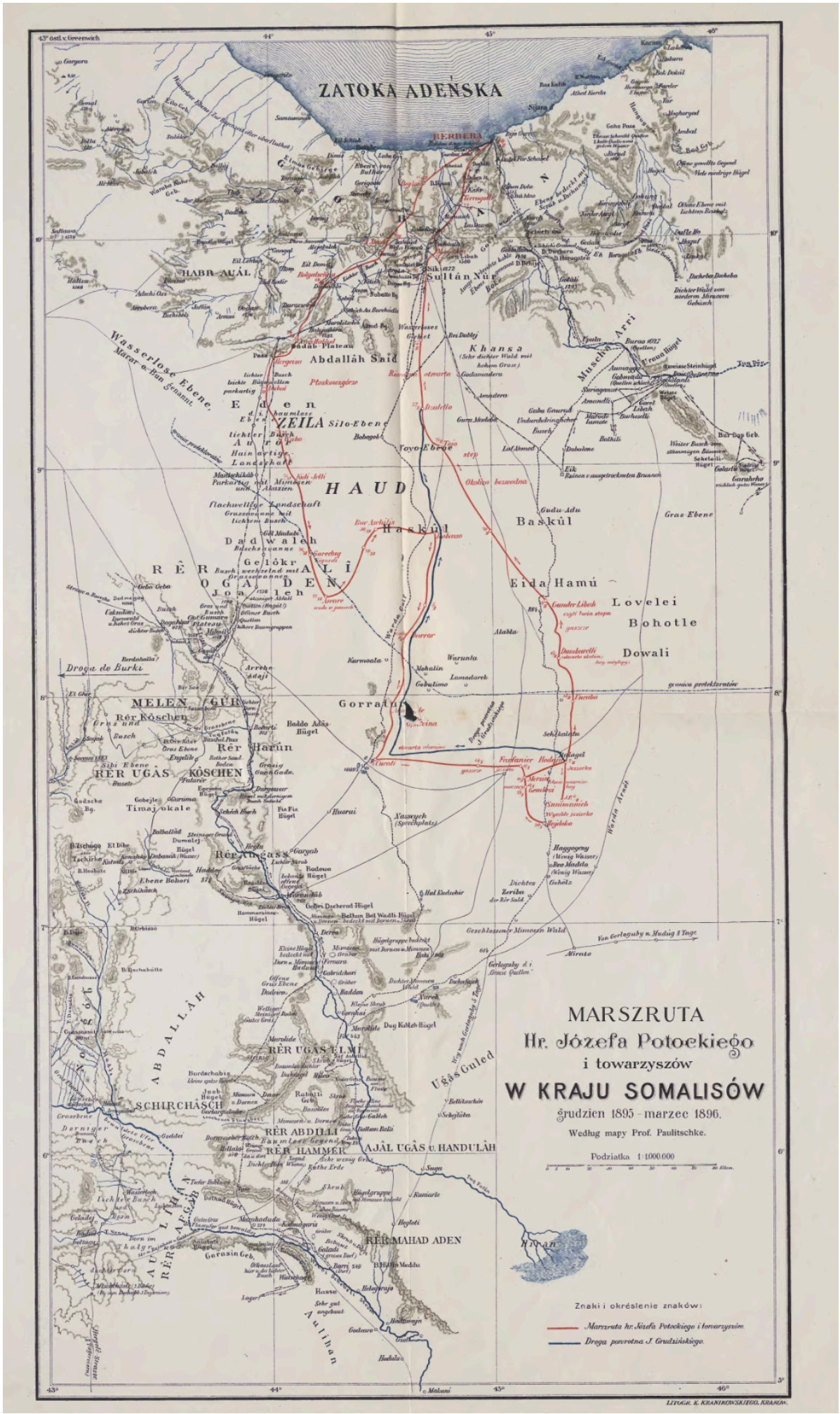
Dumpfe Gerüchte kursierten damals in Berbera über den italienischen Krieg in Abessinien und die Niederlagen von General Baratieri, die der Katastrophe von Adua vorausgingen. Italienische Lieferanten tätigten hier gerade enorme Käufe von Vieh und Kamelen für das italienische Heer, und diesem zufälligen Umstand verdanke ich die überaus vorteilhafte Versilberung unserer erheblich mitgenommenen Kamele. Herzlich verabschiedet von den braven Somalis, den treuen Gefährten der Expedition, verließen wir am selben Tag die Küste Afrikas und landeten nach einer beschwerlichen Überfahrt auf dem armseligen und kleinen Dampfer „Tuna“ am nächsten Abend in Aden. Alikhar und die Leibdiener begleiteten uns bis nach Aden. In Aden mussten wir einige Tage verbringen, während wir auf das Schiff nach Europa warteten, beschäftigt mit dem Verpacken der Trophäen und deren Versand nach Triest. Alle hier standen unter dem Eindruck der beispiellosen Niederlage der Italiener in Abessinien – die Tage von Adua entschieden über die kolonialen Bestrebungen dieser Macht in Afrika.

Am Morgen des 7. März bestiegen wir den Postdampfer des Österreichischen Lloyd „Imperatrix“, denselben, der uns hierher gebracht hatte, und von seinem Deck aus verabschiedeten wir uns von den Küsten zweier Kontinente, die durch die schmale Meerenge von Bab-el-Mandeb getrennt sind. Die Augen waren nach Westen gerichtet und folgten den in der Ferne schwindenden Konturen der afrikanischen Küste...

– Adieu, Somaliland!

Immer weiter entfernt waren sie, immer bläulicher schimmerten sie in der durchsichtigen Atmosphäre, bis sie schließlich ganz verschwanden... Dort ist das Paradies für den Jäger, dort eine Erde voll Zauber und Reiz für den Liebhaber der Natur und unerforschter Zonen!

Antoniny, im Juli 1897.


MARSZRUTA
Hr. Józefa Potockiego
i towarzyszów
W KRAJU SOMALISÓW
grudzień 1895 - marzec 1896.
Według mapy Prof. Paulitschke.
Podziałka 1:1000.000
Znaki i określenie znaków:
Marszruta hr. Józefa Potockiego i towarzyszów.
Droga powrotna J. Grudzińskiego.
ZATOKA ADEŃSKA
BERBERA
HABR AUÁL
Sultân Nû
Abdallâh Said
Khansa
Muscha Arri
Wasserlose Ebene
Eden
ZEILA
Silo-Ebene
HAUD
Haskûl
Baskûl
Dadwaleh
RÊR ALÎ
OGADEN
Eida Hamú
Lovelei
Bohotle
Dowali
Gorratu
MELEN GÛR
Rêr Kôschen
Rêr Harûn
RÊR UGÂS KÔSCHEN
Timajokale
Rêr Augass
Nasseyeh (Sprechplatz)
Haggogeny
Dichtes Zeriba
Gehölz
Gesehlossener Mimosen Wald
Mirato
Ugâs Guled
ABDALLÂH
RÊR UGÂS ELMÎ
SCHIRCHÂSCH
RÊR ABDILLI
RÊR HAMMER
AJÂL UGÂS u. HANDULÂH
RÊR MAHAD ADEN
Hiran
Aulihan
Droga do Burki
LITOGR. K. KRANIKOWSKIEGO, KRAKÓW.